Prof. Schrader

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT
UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN

UNTER MITWIRKUNG VON PROF. DR. H. EHELOLF, PROF. DR. R. HARTMANN
UND PROF. DR. OTTO STRAUSS HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. WALTER WRESZINSKI

Pacific School of Religion Berkeley, Calif.

INHALT:

Albert von Le Coq †. Von O. Strauß . . . 393

Sirjon als angeblicher Name des Hermon. Von H. Torczyner 399

Die neue Lateinschrift in der Türkei. II. Von H. W. Duda 399

Besprechungen: . . . . . 413—495

Annual Bibliography of Indian Archaeology for the year 1927. (H. Zimmer) 487

Ayscough, F.: Tu Fu, the Autobiography of a Chinese Poet. (E. Hauer) 488

Balcz, H., s. Die Religionen der Erde.

El Barkouky: Les rapports du pouvoir judiciaire et du pouvoir exécutif en Égypte. (G. Kampffmeyer) 462

Basset, R.: Le Dîwân de Orwa ben el Ward trad. et annoté. (P. Schwarz) 458

Bauer, H., u. P. Leander: Kurzgefaßte Biblisch-Aramäische Grammatik. (E. Littmann) 449

Bell, Ch.: The people of Tibet. (W. Wüst) . . 471

Beth, K., s. Die Religionen der Erde.

Bossert, H. Th.: Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker. I. (Rob. Schmidt) 416

Budde, K.: Jesaja's Erleben. (C. Kuhl) . . . 448

Christian, V., s. Die Religionen der Erde.

Crump. B., s. Leighton Cleather, A.

David-Neel, A.: Arjopa. (W. Wüst) 471

Elisséev, S., s. Kafû, N.

Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. IV. (F. Perles) 456

Geiger, B., s. Die Religionen der Erde.

Ginzberg, L., s. Schechter.

Glaue, P.: Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Universitätsbibliothek. II: Ein Bruchstück des Origenes über Genesis 1,28. (W. Schubart) 455

Glotz, G.: La Cité Grecque. (F. Taeger) . . 418

Goulven, J.: Les Mellahs de Rabat-Salé. (G. Kampffmeyer) 461

Hasluck, F. W.: Christianity and Islam under the Sultans. I u. II. (R. Strothmann) . . . 453

Hill, W. D. P.: The Bhagavadgītā, transl. from the Sanskrit. (H. Losch) 486

Hoffmann, R., s. Die Religionen der Erde.

Jacob, M. Ch., s. Nitobé, I.

Innitzer, Th., s. Die Religionen der Erde.

Kafû, N.: Le Jardin des Pivoines, trad. de S. Elisséev. (F. M. Trautz) 492

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite.

Preis halbjährlich RM 24 —; für Mitglieder der DMG RM 22 —. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Rezensionsexemplare und Manuskripte an den Verlag zu richten.

Es ist zuständig: Für Keilschriftforschung Prof. Dr. H. EHELOLF, Berlin C 2, Am Lustgarten, neben der Nationalgalerie / für Semitistik, Islamistik und Turkologie Prof. Dr. R. HARTMANN, Göttingen, Friedländerweg 11; während der Semesterferien in Heidelberg, Häußerstraße 14 / für Indologie Prof. Dr. Otto STRAUSS, Breslau 1, Neue Gasse 8—12 / für Allgemeines, Ägyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik Prof. Dr. W. WRESZINSKI, Königsberg i. Pr. 9, Hufenallee 76.

Jährlich 12 Nummern.

33. JAHRG. NR. 6

JHC

JUNI 1930

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1

(Fortsetzung):

Keith, A. B.: A History of Sanskrit Literature. (J. Nobel) 478
Kohn, H.: Geschichte der nationalen Bewegung im Orient. (G. Kampffmeyer) 425
Kopp, Cl.: Elias und das Christentum auf dem Karmel. (A. Allgeier) 454
Kraelitz, Fr., s. Die Religionen der Erde.
Langdon, S.: The Herbert Weld Collection in the Ashmolean Museum. (C. Frank) . . 438
Leander, P., s. Bauer, H.
O'Leary, de Lacy: The Difnar (Antiphonarium) of the Coptic Church. II. (R. Anthes). . 436
Leighton Cleather, A., and B. Crump: The Voice of the Silence. (E. Schmitt) . . 489
Lutz, H. F.: An Old Babylonian Divination Text. (A. Boissier) 447
Macdonald, D.: The Land of the Lama. (A. H. Francke) 476
Matsumoto, N.: Le Japonais et les Langues Austroasiatiques. (A. Chanoch) 493
Much, R., s. Die Religionen der Erde.
Nitobé, I.: Le Bushido, l'Âme du Japon, trad. de M. Ch. Jacob. (F. M. Trautz) 492
Obermayer, J.: Die Landschaft Babylonien im Zeitalter des Talmuds und des Gaonats. (S. Klein) 451
Orwa ben el Ward, s. Basset, R.
Philby, H.: Arabia of the Wahhabis. (E. Bräunlich) 465
Picard, L.: Zur Geologie der Bēsān-Ebene. (G. Dalman) 451
Pieper, M.: Die große Inschrift des Königs Neferhotep in Abydos. (W. Wolf) 432
Pope, A. U.: Catalogue of a Loan Exhibition of early Oriental Carpets, from Persia, Asia Minor, the Caucasus, Egypt and Spain. (M. Meyerhof) 430
Radermacher, L., s. Die Religionen der Erde.
Redlich, O., s. Die Religionen der Erde.
Reininger, R., s. Die Religionen der Erde.
Die Religionen der Erde in Einzeldarstellungen. Von H. Balcz, K. Beth, V. Christian, B. Geiger, R. Hoffmann, Th. Innitzer, Fr. Kraelitz, R. Much, L. Radermacher, O. Redlich, R. Reininger, A. Bosthorn u. Fr. Wilke. (C. Clemen) 413
Romein, J.: Byzantium. (W. Ensslin) . . . 421
Rosthorn, A., s. Die Religionen der Erde.
Roussell, P.: La Grèce et l'Orient des Guerres Médiques à la Conquête Romaine. (V. Ehrenberg) 418
Sakisian, A. B.: La Miniature Persane du XIIe au XVIIe siècle. (E. Kühnel) 467
[Schechter:] Genizah Studies in Memory of Dr. Solomon Schechter. II: Geonic and Early Karaitic Halakah by L. Ginzberg. (F. Perles) 457
Sethe, K.: Altägyptische Vorstellungen vom Lauf der Sonne. (G. van der Leeuw) . . 435
Shastri, P. D.: The Essentials of Eastern Philosophy. (W. Ruben) 484
Stopes, M. C.: Plays of old Japan. The „Nō". Sec. Ed. (A. Chanoch) 490
Stumme, H.: Arabische und berberische Dialekte. (A. Klingenheben) 460
Tchobanian, A.: La Roseraie d'Arménie. III. (K. Mlaker) 469
Wilke, Fr., s. Die Religionen der Erde.
Woolley, C. L.: The Sumerians. (V. Christian) 437

Systematische Übersicht:

Aufsätze . . . . . 399—413
Allgemeines . . . . . 413—432
Ägyptologie . . . . . 432—437
Keilschriftliteraturen . . . . . 437—448
Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum . . . . . 448—458
Semitistik, Islamistik . . . . . 458—469
Kaukasus, Tibet . . . . . 469—477
Indologie . . . . . 478—488
Sinologie . . . . . 488—495

Zeitschriftenschau: Indologica Pragensia . 495—496

OLZ

XXXIII / 6 JUNI 1930

Albert von Le Coq †.

Die Orientalistik hat einen ihrer Pioniere verloren, die deutsche Wissenschaft eine ihrer eindrucksvollsten Persönlichkeiten.

Die OLZ klagt um den verehrten und geliebten Senior ihres Redaktionsstabes, den gütigen Förderer jedes Talentes, den stets bereiten Streiter gegen Halbheit und Unwahrhaftigkeit.

Wr.

Am 21. April 1930 ist Albert von Le Coq aus dem Leben geschieden, wenige Monate vor seinem siebzigsten Geburtstag, zu dessen Feier bereits eine ansehnliche Reihe von Fachgelehrten wissenschaftliche Gaben vorbereitet hatte. Denn die Wissenschaft hat in Le Coq einen ihrer opferwilligsten Pioniere verloren, seine Freunde und Bekannten einen treuen Genossen und reizvollen Gesellschafter, unsere Zeitschrift einen hingegebenen Mitarbeiter an der Schriftleitung, der nach der Umstellung der OLZ als Nachfolger von H. Haas vom Januar 1923 an den größeren Teil Asiens, d. h. Süd-, Mittel- und Ostasien betreute und erst bei zunehmender Kränklichkeit Ende 1928 Südasien an den Verfasser dieser Zeilen abgab.

Albert v. Le Coq ist ein *dilettante* in der alten guten Bedeutung des Wortes gewesen, d. h. ein Liebhaber der Dinge, zu deren Erforschung er nicht auf den gewöhnlichen Vorbereitungswegen gekommen ist. Am 8. September 1860 ist er in Berlin geboren als Sproß der französischen Emigrantenkolonie, mannigfach verknüpft mit Altberliner Verhältnissen, von denen er mit dem ihm eigenen Humor höchst amüsant zu erzählen wußte, ein direkter Nachkomme des berühmten Radierers Chodowiecki († 1801), von dessen Hand er noch Originalplatten zu Familienbildern besaß. Nachdem er auf dem Französischen Gymnasium in Berlin eine nicht abgeschlossene Vorbildung genossen hatte, ist er in das Geschäft seines Vaters eingetreten, der in Darmstadt eine Großhandlung für landwirtschaftliche Sämereien besaß, und hat sich dann als deren Vertreter eine Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten aufgehalten, aber unbefriedigt von dieser Tätigkeit schon damals medizinische Studien getrieben. Ende der achtziger Jahre nach Berlin zurückgekehrt, kam er nach längeren privaten Studien durch Beziehungen seines Vaters zu Bastian ans Berliner Völkerkundemuseum. Hier arbeitete er zuerst bei F. v. Luschan, den er 1901 auf die Ausgrabungsexpedition nach Sendschirli in Syrien begleitete. Seine hierbei geleistete Arbeit charakterisiert das Ehrendoktordiplom, das ihm die philosophische Fakultät der Universität Kiel am 19. Juli 1909 verlieh, mit den Worten: „Qui in Syriae et Ciliciae confiniis dialectorum quibus Curdi a Tauri et Zagri radicibus in istas regiones translati utuntur testimonia auribus acutissime excepta litteris admirabili diligentia et sollertia mandavit, deinde in patriam reversus duobus voluminibus comprehensa in lucem edidit" ... Später trennte er sich von Luschan und trat in die von Grünwedel geleitete Indische Abteilung des Museums über. Als nach Grünwedels Rückkehr von der ersten Turfan-Expedition (Ost-Turkistan) im Jahre 1903 eine weitere Expedition geplant wurde, wählte man Le Coq auf Grund seiner Erfahrungen, die er durch türkische Studien bei Foy und M. Hartmann am Orientalischen Seminar ergänzt hatte, zum Leiter derselben. An diese Expedition (1904/05) schloß sich unmittelbar 1905/07 eine weitere, die Grünwedel und Le Coq zusammen ausführten, während die letzte Expedition (1913/14) wieder Le Coq allein zufiel.

Diese unter mannigfachen Schwierigkeiten und Entbehrungen ausgeführten Reisen haben Früchte verschiedenster Art gezeitigt, sie zeigen die vielseitige wissenschaftliche Bedeutung des Forschungsreisenden Le Coq. Die großen Resultate in kunsthistorisch-archäologischer Hinsicht sind niedergelegt in seinem sechsbändigen Hauptwerk „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien", größtenteils aus prachtvollen kommentierten Tafeln bestehend. In gewissem Sinne aber ist dies Hauptwerk nur Vorbereitung und Einleitung zu seiner Museumsleistung, der musterhaften Aufstellung der auch ethnologisch und religionsgeschichtlich so bedeutsamen Kunstschätze Ost-Turkistans im Berliner Museum für Völkerkunde. Ein anderes, mindestens ebenso wichtiges, aber noch lange nicht voll bearbeitetes, geschweige denn ausgeschöpftes Resultat seiner Expeditionen ist die Fülle des handschriftlichen Materials, das sich im Sand der zentralasiatischen Ruinenstätten erhalten hat und von ihm nach Berlin gebracht worden ist. Diese in den verschiedensten Sprachen und Schriftarten abgefaßten Manuskripte haben in linguistischer, religionsgeschichtlicher und literarhistorischer Hinsicht schon wichtigste Neuergebnisse gezeitigt, auf die auch nur andeutungsweise einzugehen hier nicht der Ort ist. Die Forschernamen F. W. K. Müller, Pischel, Sieg, Siegling, Lüders, Waldschmidt u. a. erinnern den Kenner an schon Geleistetes, dem noch vieles folgen wird. Den großen Resultaten reihen sich noch mancherlei Nebenprodukte an, so ethnologische und turkologische Abhandlungen und nicht zuletzt die populären Reisebeschreibungen, aus denen vieles auch für den Forscher zu lernen ist, da man hier die Umstände, unter denen die Funde gemacht sind, kennen lernt. Vor allem aber zeigt sich hier die eigenartige und liebenswerte Persönlichkeit Le Coqs, so daß jeder Leser die Berechtigung der Prädikate empfinden wird, die ihm am Schlusse des Kieler Ehrendoktordiploms beigelegt werden: impavidus und humanissimus.

Otto Strauß.

Verzeichnis der Schriften Albert von Le Coqs.

(Rezensionen sind nicht, Aufsätze in Tageszeitungen und bunten Zeitschriften nur in Auswahl aufgenommen worden.)

Gebrauchte Abkürzungen:

JA = Journal Asiatique;
JRAS = Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland;
MSOS = Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin;
SBAW = Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften.

A. Reiseberichte.

1. Bericht über Reisen und Arbeiten in Chinesisch-Turkistan. In: Zs. f. Ethnologie 39 (1907), 509—24. [Mit 2 Taf.]

2. Exploration archéologique à Tourfan. In: JA Série 10, t. 14 (1909), 321—34. [Vgl. No. 5.]

3. A short Account of the Origin, Journey, and Results of the First Royal Prussian (Second German) Expedition to Turfan in Chinese Turkistan. In: JRAS 1909, 299—322.

4. Reise und Ergebnisse der zweiten Deutschen Turfan-Expedition. In: Mitt. d. Geogr. Ges. in München 5 (1910), 175—88; 361. [Mit 5 Taf.; ill.] [Vortrag.]

5. Exploration archéologique à Tourfan. In: Ann. du Musée Guimet, Bibl. de Vulgarisation 35 (1910), 267—89.

6. Dr. Choros Zaturpanskij [einmaliges Pseudonym]: Reisewege und Ergebnisse der deutschen Turfanexpeditionen. In: Oriental. Archiv 3 (1912), 116—27.

7. Die 4. deutsche Turfanexpedition. In: Túrán. Zs. f. osteuropäische, vorder- und innerasiatische Studien 1 (1918), 7—24 [mit 8 Taf.]

8. Auf Hellas' Spuren in Ostturkistan. Berichte und Abenteuer der 2. und 3. Deutschen Turfan-Expedition. — Leipzig: Hinrichs 1926. XI, 166 S. [Mit 108 Abb. im Text und auf 52 Taf. sowie 4 Ktn.]

9. Buried Treasures of Chinese Turkestan. An account of the activities and adventures of the second and third German Turfan Expeditions. Transl. by Anna Barwell. — London: Allen u. Unwin 1928. 180 S. [Mit 52 Taf.]

10. The Turfan Expeditions in Chinese Turkestan. In: Art and Archaeology 22 (1926), 176—88. [ill.]

11. Von Land und Leuten in Ostturkistan. Berichte und Abenteuer der 4. Deutschen Turfanexpedition. — Leipzig: Hinrichs 1928. VII, 183 S. [Mit 156 Abb. im Text und auf 48 Taf. sowie 5 Ktn.]

B. Schriften zur Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte.

12. Fragment einer manichäischen Miniatur mit uigurischem Text aus der Ruinenstadt Idikut-Schahri bei Turfan. — Berlin: Reichsdruckerei 1908. [1 Taf. mit 3 S. Text.]

13. Einige Fundstücke der zweiten Turfan-Expedition aus Idiqut-Schähri, Sängim Aghiz und Bäzäklik bei Murtuq (Oase von Turfan, Chinesisch-Turkistan). In: Amtl. Berichte aus d. Kgl. Kunstsamml. 30 (1909), 302—07. [ill.]

14. Zur Eröffnung der Ausstellung der Turfanaltertümer. In: Amtl. Berichte aus d. Kgl. Kunstsamml. 32 (1911), 226—28.

15. Chotscho. Facsimile-Wiedergaben der wichtigeren Funde der ersten Kgl. Preuß. Expedition nach Turfan in Ost-Turkistan. 45 farb. u. 30 schwarze Lichtdrucktaf. mit beschreibendem Text. — Berlin: D. Reimer 1913. VII, 18 S., 75 gez. Bl.
(Ergebnisse der Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen 1.)

16. Ein spätantiker Krug aus Chotän. In: Túrán . . . 1 (1918), 337—43. [Mit 7 Abb.]

17. Alte buddhistische Räuchergefäße aus Ostturkistan. In: Amtl. Berichte aus d. Kgl. Kunstsamml. 42 (1921), 87-89. [ill.]

18. Drei Buddhabilder auf Holztäfelchen, mit tocharischen Aufschriften. In: OLZ 27 (1924), 586—88. [Mit 1 Bildtaf.]

19. Die Brücke zwischen dem Hellenismus und dem Chinesentum. In: Velhagen u. Klasings Monatshefte 38 (1924), H. 10, 409—21. [ill.]

20. Zwei hölzerne Votiv-Stūpas aus Chinesisch-Turkistan. In: Zs. für Buddhismus und verwandte Gebiete 6 (1924—25), 61—63 [ill.]

21. Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittel-Asiens. Mit 255 Abb. — Berlin: Reimer, Vohsen 1925. 107 S.

22. Zwei Bruchstücke alt-buddhistischer Wandgemälde aus Ost-Turkistan. In: Jahrb. f. asiatische Kunst 2 (1925), 69—72. [ill.]

23. Bemalte Stucco-Büste einer tocharischen Dame aus Qyzil bei Kutschā in Chinesisch-Turkistan. In: OLZ 28 (1925), 611—12. [Mit 2 Abb.]

24. Stifterdamen aus den Vorbergen von Turfan. In: OLZ 28 (1925), 612—13. [Mit 1 Abb.]

25. Jātaka. Darstellungen aus dem Gewölbe der Höhle mit dem Musterfries in Qyzil, Ostturkistan. In: OLZ 28 (1925), 799—800. [Mit 2 Abb.]

26. Bruchstücke eines Tierfrieses aus Kirisch bei Kutschā. In: OLZ 28 (1925), 800—01. [Mit 1 Abb.]

27. L'antica civiltà dei Turchi Uighūri nel Turkestān Orientale. In: Oriente Moderno 6 (1926), 334—37.

28. Frühe Zusammenhänge zwischen der Kultur Mittelasiens und der der germanischen Staaten Europas. In: Volk und Rasse 1 (1926), Beilage „Volk im Wort", 247—56. [ill.]

29. Die buddhistische Spätantike in Mittelasien. T. 1—6. — Berlin: D. Reimer 1922—28.

1. Die Plastik. 1922. 2. Die manichäischen Miniaturen. 1923. 3. Die Wandmalereien. 1924. 4. Atlas zu den Wandmalereien. Dazu: Beschreibender Text. 1924. 5. Neue Bildwerke. [1.] 1926. 6. Neue Bildwerke. 2. Mit einem Beitrag über die Darstellungen und den Stil der Wandgemälde aus Qyzil bei Kutscha. 1928.

(Ergebnisse der Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen. [2.])

[T. 6 unter Mitarbeit von E. Waldschmidt.]

30. „Turfan". Die mittelalterlichen Gemälde („Turfan-Fresken") und Skulpturen aus Ost-Tukestan im Berliner Museum für Völkerkunde. In: Atlantis 1 (1929), 53—59. [Mit 14 Abb. u. 1 Farbtaf.]

31. Steine mit Menschen- und Tier-Darstellungen aus der Mongolei. In: Ostasiatische Zs. N. F. 5 (1929), 249—51. [Mit 1 Taf.]

C. Schriften ethnologischen und philologischen Inhalts.

32. Kurdische Texte gesammelt und herausgegeben. T. 1. 2. Berlin: Reichsdruckerei 1903.

[Privatdruck.]

33. Ein manichäisch-uigurisches Fragment aus Idiqut-Schahri. In: SBAW (1908), S. 398—414. [Mit 1 Taf.; S. 402—14 eine manichäisch-uigurische Wörterliste.]

34. Einleitung zu Ramstedt, G. J.: Mongolische Briefe aus Idiqut-Schähri bei Turfan. SBAW 1909, 838—40.

35. Köktürkisches aus Turfan (Manuskriptfragmente in köktürkischen „Runen" aus Toyoq u. Idiqut-Schähri [Oase v. Turfan]). In: SBAW 1909, 1047—61. [Mit 4 Taf.; ill.]

36. Ein christliches und ein manichäisches Manuskriptfragment in türkischer Sprache aus Turfan (Chinesisch-Turkistan). In: SBAW 1909, 1202—18. [Mit 2 Taf.]

37. Chuastuanift, ein Sündenbekenntnis der manichäischen Auditores. Gefunden in Turfan (Chinesisch-Turkistan). — Berlin: Akademie d. Wiss.; G. Reimer in Komm. 1911. 43 S. 2 Taf.

Aus: Abhandlungen d. Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Philos.-Hist. Kl. 1910, Anhang.

38. Sprichwörter und Lieder aus der Gegend von Turfan. Mit einer dort aufgenommenen Wörterliste. — Leipzig u. Berlin: Teubner 1911 [Umschlag: 1910]. IV, 100 S. 1 Taf.

(Baeßler-Archiv, Beiheft 1.)

39. Dr. Stein's Turkish Khuastuanift from Tunhuang, being a Confessionprayer of the Manichaean Auditores. In: JRAS 1911, 277—314. [Mit 1 Taf.]

40. Türkische Manichaica aus Chotscho I. — Berlin: Kgl. Akad. d. Wiss.; G. Reimer in Komm. 1912. 61 S. 4 Taf.

Aus: Abhandlungen d. Kgl. Preuß. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-hist. Kl. 1911, Anhang. [Vgl. Nr. 50 und 55.]

41. Ein manichäisches Buch-Fragment aus Chotscho. In: Festschrift V. Thomsen. (Leipzig: Harrassowitz 1912), 145—54. [Mit 1 Taf.; ill.]

42. Die Abdāl. In: Baessler-Archiv 2 (1912), 221—34. [ill.; mit Sprachproben.]

43. Bemerkungen über türkische Falknerei. In: Baessler-Archiv 4 (1914), 1—13. [ill.] [Vgl. No. 51.]

44. Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen. Volkskundliches aus Ost-Turkistan. Mit e. Beitrag von O[tto] v. Falke. Mit 25 Taf. u. 110 Zinkätzungen. — Berlin: D. Reimer 1916. VII, 72 S.

45. Eine dolanische Wörterliste. In: Festschrift Ernst Kuhn. (Breslau: Marcus 1916), 152—57.

46. Handschriftliche uigurische Urkunden aus Turfan. In: Túrán . . . 1 (1918), 449—60. [Mit 3 Taf.]

47. Osttürkische Gedichte und Erzählungen. In: Keleti Szemle (Revue orientale) 18 (1919), 50—118.

48. Kurze Einführung in die uigurische Schriftkunde. In: MSOS 22 (1919), Westasiatische Studien, 93—109. [Mit 7 Taf.]

49. Osttürkische Lock- und Scheuchrufe für Tiere. In: MSOS 22 (1919), Westasiatische Studien, 110—11.

50. Türkische Manichaica aus Chotscho II. — Berlin: Akademie; Vereinigung wissensch. Verl. Walter de Gruyter u. Co. in Komm. 1919. 15 S., 2 Taf.

Aus: Abhandlungen d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-hist. Kl. 1919, Anhang.

51. Ein chinesisch-türkischer Erlaß aus dem Doppelflecken Qara-Chōdscha — Āstāna bei Turfan. In: Ostasiatische Zeitschrift 8 (1919/20), 284—88.

52. Bemerkungen zur türkischen Falknerei (Nachtrag). In: Baessler-Archiv 6 (1922), 114—17. [ill.]

53. Osttürkische Namenliste. Mit Erklärungsversuch. In: Hedin, S.: Southern Tibet, Vol. 9, P. 2. (Stockholm: Lith. Inst. of the General Staff of the Swedish Army 1922), S. 87—123.

54. Eine Liste osttürkischer Pflanzennamen. In: Baessler-Archiv 6 (1922), 118—33.

55. Türkische Manichaica aus Chotscho III. Nebst einem christlichen Bruchstück aus Bulayīq. — Berlin: Akad. d. Wiss.; Vereinigung wissensch. Verl. Walter de Gruyter u. Co. in Komm. 1922. 41 S., 3 Taf.

Aus: Abhandlungen d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-hist. Kl. 1922, Anhang.

56. Chinesisch-türkischer Erlaß aus Tuyoq (Oase in Turfan) in Ostturkestan. In: Asia Major 2 (1925), 272—76 [Mit 1 Taf.]

[Gemeinsam mit E. Schmitt.]

57. Das Lī-Kitābī. In: Körösi Csoma-Archiv 1 (1925), S. 439—84.

[Auszüge aus dem chinesischen Gesetzbuch in osttürk. Sprache.]

58. Türkische Namen und Titel in Indien. In: 'Aus Indiens Kultur'. Festgabe für R. v. Garbe. (Erlangen: Palm u. Enke 1927), 1—7.

(Veröffentl. d. Indogerm. Seminars d. Univ. Erlangen. 3.)

59. Teppiche der Kara-Kirghisen aus der Gegend des Terek-Passes in Russisch-Turkistan. In: Ostasiatische Zs. N. F. 5 (1929), 15—17. [Mit 1 Taf.]

Sirjon als angeblicher Name des Hermon.

Von H. Torczyner.

Deut. 3, 9 berichtet über die Namen des Hermon: „Die Sidonier nennen den Hermon Sirjon (שִׂרְיֹן), die Amoriter aber nennen ihn Senir (שְׂנִיר).“ Während nun der Name Senir in den Keilschrifttexten wohl belegt ist und sich bis in die arabische Zeit erhalten hat, sind alle Versuche, auch den Namen Sirjon außerhalb der Bibel nachzuweisen, bisher ohne befriedigendes Resultat geblieben, was, wie sich nun herausstellt, nicht verwunderlich ist. Denn einen solchen Namen des Hermon hat es nie gegeben!

Die Lösung des Rätsels verdanke ich — einem schlecht vorbereiteten Thora-Vorleser in der Synagoge, der das unvokalisierte שרין „falsch“ Serin (שְׂרִין) aussprach. Und das ist in der Tat das Richtige. Denn es handelt sich hier überhaupt nicht um einen neuen Namen für den Hermon, sondern um eine Aussprachevariante zu dem bekannten Namen „Senir“. Die Amoriter sprachen statt „Senir“ (mit Metathesis): Serin. Fälle solcher Metathesis bei Sibilanten und Liquidis (שלמה – שמלה, Alexander — Al-Iskander, das Waisenhaus Schneller in Jerusalem bei den Arabern: Schlenner usw.) sind in allen Sprachen häufig. Besonders mag folgende Talmudstelle (Berachot 56b) herangezogen werden, wo ebenso שרן (aber ש) und שנר miteinander abwechseln: Sieht jemand eine Katze (חתול) im Traume, so wird ihm an einem Orte, wo man sie širrāna (so, שירנא, nicht שונרא ist nach der Deutung offenbar zu lesen) nennt: „šīrā nā'ā“, ein schönes Lied beschieden, dort aber, wo man sie šinnārā (שינרא) nennt: šinnuj rāʿ eine unglückliche Veränderung.

שרין „Serin“ wurde später im Anschluß an שִׂרְיֹן „Panzer“ und Bergnamen auf ōn שִׂרְיֹן (Var. שריון) vokalisiert und Ps. 29, 6 plene (mit ו) geschrieben. — Deut. 3, 9 verdient aber auch als philologische Notiz in der Bibel besonderes Interesse[1].

Die neue Lateinschrift in der Türkei.

Von Herbert W. Duda.

II. Linguistisches.[2]

Das Alphabet der neuen Lateinschrift für das Türkische umfaßt folgende Zeichen:

a (= a), b (= b), c (= ğ), ç (= č), d (= d), e (= e), f (= f), g (= g und ġ, vgl. Orthographie), ğ (= k und g zwischen Vokalen oder als Vokalabschluß, also j oder ġ, aber auch bei Wörtern wie *doğru* دوغرى und *iğrenç* ايكرنج, vgl. Imlā luġāty S. 44, — und v wie in *koğmak*. قوغمق), h (= h, ḥ, ḫ), i (= i), ı (= î), j (= ž), k (= k und q, vgl. Orthographie), l (= l und ł), m (= m), n (= n und ñ), o (= o), ö (= ö), p (= p), r (= r), s (= s), ş (= š), t (= t), u (= u), ü (= ü), v (= v), y (= j), z (= z).

Als Lesezeichen kennt das neue Alphabet den Zirkumflex ˆ und das Apostroph ’. Nach dem ersten offiziellen Bericht, den die Sprachkommission verfaßte, den sog. Elifbe raporu[1] (Berichterstatter Ibrāhīm Grandī), wurde die Sprachkommission durch die Überlegung geleitet, daß keiner der aufgestellten Buchstaben zu irgendwelchem Zweifel über seine Aussprache Anlaß geben sollte. Allerdings sollten die Buchstaben auf der Mitte zwischen phonetischer Umschreibung und Symbol stehen, da aus praktischen Gründen von einer wissenschaftlichen phonetischen Umschreibung abgesehen werden mußte. Als Grundlage diene die türkische nationale Phonetik und als Norm die Stambuler Aussprache[2]. Die Schreibung der Formantia bietet, da das neue Alphabet möglichst phonetisch zu sein strebt, keinerlei Schwierigkeiten für den, der das Stambulisch der Mittelklasse spricht. Als einzige Konzession an den etymologischen Sprachbau wurde das Zeichen ğ aufgestellt, das k und q in Stellungen zwischen Vokalen bezeichnet, also einerseits j, andrerseits den G-Laut, der dem G im norddeutschen „Tageblatt“ ähnlich ist, bezeichnen muß: so *geldiği* und *varlığı*. Noch folgende orthographische Regeln sind zu beachten: Die Sprachkommission hat die Regel aufgestellt, daß am Ende eines Wortes kein b, d, ğ (ج) stehen kann und dafür der entsprechende stimmlose Konsonant gesetzt werden muß; also *harap* (خراب), *Ferit* (فريد), *ihtiyaç* (احتياج). Das an ein solches Wort hinzutretende Suffix, das in der alten Schrift د, ج als ersten Buchstaben besaß, muß nun mit t, ç beginnen (*ihtiyaçtan*, *Feritçe*). Diese Schreibung der Suffixe erfolgt bei allen Wörtern, die auf f, p, ş, ç, h, s, t endigen, wie auch bei den diesbezüglichen Verbalstämmen (*açtı*, *attı*). K und g werden vor Vokalen der hellen Klasse palatalisiert gesprochen; sollen sie, wie bei vielen Lehnwörtern vor a und u palatalisiert gesprochen werden, erhält das a und u, falls es ursprünglich lang ist, den Zirkumflex. In Fällen wo g und k auch vor i bei Lehnwörtern nicht palatalisiert gesprochen werden, wird dies manchmal durch Verdunklung des i zu ı (î) ausgedrückt, aber durchaus nicht regelmäßig (s. u.). L wird vor Vokalen der dunklen Klasse zerebral, vor denen der hellen Klasse lateral gesprochen. Soll es trotz nachfolgendem Vokal der dunklen Klasse lateral gesprochen werden, wie dies wieder bei arabischen Lehnwörtern der Fall ist, erhält das nachfolgende a oder u den Zirkumflex. Der Zirkumflex muß ferner dazu dienen, Wörter gleicher Schreibung aber verschiedener Bedeutung zu unterscheiden: *Ali* = على, *Âli* = عالى; *alem* = علم; *âlem* = عالم; aus diesem Grund erhält auch das Nisben-i den Zirkumflex: *insanî* انسانى, *umumî* عمومى usw. Der Apostroph zeigt den Stimmabsatz

---

1) Der hebr. Dichter Ch. N. Bialik macht mich darauf aufmerksam, daß bereits der von grammatischen Bedenken unbeschwerte Superkommentar Sifthē Ḥākhāmīm zu Jiṣḥāqī z. St. auf die Identität der Konsonanten hinweist.

2) Vgl. OLZ 32, Sp. 441 ff.

1) 4°. 41 S. In alter Schrift. Ohne Jahr. Im Buchhandel nicht vorhanden.

2) Vgl. Elifbe Raporu S. 34.

an und geht auf ein ursprüngliches 'Ain oder Hemze zurück. Dieser Stimmabsatz wird aber nur nach Konsonant innerhalb des Wortes durch den Apostroph angezeigt: also *mes'ul, mes'ut* für مسئول, مسعود. Stimmabsatz zwischen zwei Vokalen wird nicht durch Apostroph angezeigt, die bloße Nebeneinanderstellung der Vokale bedeutet dann Stimmabsatz zwischen ihnen, da sonst andererseits der Gleitlaut j (geschrieben y) eintreten müßte: also *matbuat* مطبوعات, *ait* عائد usf.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß ein Wort im casus absolutus nicht mit b, c (= ج) oder d auslauten kann, dafür p, ç und t eintreten muß. Bei Hinzutreten eines vokalisch anlautenden Suffixes wird der Endkonsonant wieder stimmhaft. Ausgenommen sind hier solche Wörter, bei denen der Endkonsonant im casus absolutus ursprünglich stimmlos ist; so z. B. *saç, sap, ok* und arabische Wörter wie *servet* (ثروت), *sünnet* (سنت), *Faik* (فائق), bei denen der Genitiv hiermit *saçın, sapın, okun, servetin, sünnetin* und *Faikın* heißen muß. Für den des Arabischen Unkundigen muß daher das Imlā lugāty über die Veränderung des Endkonsonanten Auskunft geben.

Wörter, die eigentlich aus zwei oder mehreren Wörtern bestehen, werden zusammengeschrieben, wenn sie einen Begriff, einen Eigennamen oder einen Titel bezeichnen, so also *Karadeniz, Darülfünun, Reisicümhur, bilûmum, gelebilmek* usw. Verba, die aus einem arabischen Element plus türkischem Hilfsverbum wie *etmek, olmak* bestehen, werden zusammengeschrieben, sobald das arabische Element einsilbig ist: *reddetmek* (رد ايتمك), *zannetmek* (ظن ايتمك), *bahsolunmak* (بحث اولنمق); aber *tebrik etmek* (تبريك ايتمك) usw.

Das gemischte Suffix *ki*[1] wird mit dem vorhergehenden Wort verbunden: *şehirdeki.*

In den persischen Izafetverbindungen wird das i der Izafet, das der Vokalharmonie der I-Klasse unterliegt, mit dem ersten Wort zusammengeschrieben: *hüsnü kemal, ricali siyasiye, kuranı şerif* usw.

Getrennt geschrieben werden: 1. Die Interrogativpartikel *mi, mı, mü, mu*: *gitti mi.* Die Desinentialsuffixe werden mit der Interrogativpartikel zusammengeschrieben: *gidecek miyim, eyi midir, gelmiş misiniz.* — 2. Die Postposition *ile*, die Gerundialform des Verbum substantivum *iken* und dessen Konditionalform *ise.* Diese drei Formen werden aber an das vorhergehende Wort graphisch angeschlossen, sobald sie in ihrer apokopierten Form als *-le, -ken* und *-se* erscheinen. — Wenn ein Nomen das Pronominalsuffix der 3. pers. sing. oder plur. besitzt und nun das *-le* angefügt werden soll, was ja bekanntlich die gedehnte Aussprache des Pronominalsuffixes ergibt, so hat sich in der neuen Orthographie z. Teil der Usus durchgesetzt, diese Bildung *-iyle, -siyle,* manchmal auch *ıyle,* zu schreiben. Die gerundeten Formen der I-Klasse werden dann nicht geschrieben und ja auch nicht gesprochen. Das wohl in y liegend gedachte i des *ile* übt da eine Art regressive Assimilation aus. — 3. Die Partikel *da* und *de* in der Bedeutung „auch". — 4. Die Konjunktion *ki.*

Was die Großschreibungen und die Abkürzungen betrifft, so ist das Nötige bereits früher gesagt worden[2].

1) Vgl. Deny, Grammaire de la langue turque, § 284 ff.

2) Vgl. OLZ 32, Sp. 446.

Bei der Schreibung der morphologischen Elemente ist zu bemerken, daß die Sprachkommission noch folgende Regel aufgestellt hat[1]: Sobald bei der Verbalflexion ein Suffix mit „breitem Zahnvokal" beginnend an den Verbalstamm, der mit einem „breiten Zahnvokal" (a, e) endigt, herantritt, wird ein Hilfs-j eingeschoben, und der „breite Zahnvokal" am Ende des Stammes „verengt", also *dinle — dinliyecek, ağla — ağlıyacak.* Stillschweigend wird offiziös auch beim Negationssuffix diese Regel herangezogen. Man liest also *sevmiyor, açmıyor* usw[2].

Die Analogiebildung wie *istiyor, başlıyor* ist gleichfalls stillschweigend in die offizielle Orthographie aufgenommen worden[3].

Von der Orthographie der einzelnen Wörter, vor allem der nichttürkischen, wird unten gehandelt werden. Obwohl die Sprachkommission die Orthographie fast ohne Berücksichtigung der alten Schreibung mit arabischen Buchstaben festgesetzt hat, wird es vielleicht interessieren, die 29 Buchstaben des neuen Alphabets mit ihren Entsprechungen im alten Alphabet im Zusammenhang vorzuführen[4].

a = آ, ا, b = ب, c = ج, ç = چ, d = د(ض), e = ه ه ده ا, f = ف, g = گ غ, ğ = ك غ, h = ه ح خ, ı = ى ای, i = ى ای, j = ژ, k = ق ك, l = ل, m = م, n = ن, o = و او, ö = و او, p = پ, r = ر, s = ص س ث, ş = ش, t = ت ط, u = و او ى, ü = و او ى, v = و(غ), y = ى, z = ز ذ ض ظ.

Wenn das Osmanisch-Türkische nur aus türkischen Wörtern bestünde, wäre das neue Alphabet ein ganz gutes Umschreibungsinstrument. Da dies aber leider nicht der Fall ist, zum mindesten heute noch nicht, hatte die Sprachkommission mit oft nur sehr schwer überbrückbaren Schwierigkeiten zu kämpfen. Über die Arbeit der Sprachkommission berichten zwei amtliche Schriften: 1. der Elifbe raporu (s. o.; — damals durfte man noch von „Elifbe" sprechen, heute heißt es „Alfabe"!), — 2. die erste offizielle Grammatik: Muhtasar Türkçe Gramer[5].

Die heute herrschende Orthographie, die, was die einzelnen Lehnwörter betrifft, immer noch recht willkürlich ist, hat während ihrer Aufstellung gleich einige starke Veränderungen erdulden müssen. Es soll hier davon abgesehen werden, die Phasen des Alphabets vor Inangriffnahme der Arbeit seitens der amtlichen Sprachkommission zu behandeln. Erwähnt sei immerhin, daß das in der Ztg. Milliyet vorgeschlagene Alphabet[6] den Buchstaben q kannte,

1) Vgl. Muhtasar Türkçe Gramer, S. 22, 9 v. u.

2) Einige Zeitungen lassen diese Regel nicht im vollen Umfang zu; so besonders der Akşam, der fast konstant *sevmeyor* und *açmayor* schreibt. Vgl. dazu G. Bergsträßer, Zur Phonetik des Türkischen ZDMG 72, S. 233 ff, 241, 17 und 257, 14 und Anm. 2. — Bergsträßer hat hier mit erstaunlich feinem Ohr die tatsächlichen Unterschiede in der Aussprache festgestellt, die von der Sprachkommission leider nicht beachtet worden sind.

3) Vgl. Bergsträßer a. a. O. S. 257, 8 ff.

4) Vokale wurden im arabischen Alphabet bekanntlich nicht immer ausgedrückt. Ein Merklichmachen dieser Fälle erübrigt sich aber wohl in folgender Aufzählung.

5) 4°. 69 S. Devlet Matbaası, Stambul 1928. — Man beachte den Neologismus „gramer"!

6) Vgl. OLZ 32, Sp. 443.

der allerdings im Gegensatz zum internationalen linguistischen Gebrauch das ك umschreiben sollte[1].

Die Skizzierung des Inhaltes des Elifbe raporu kann einen Eindruck von der Arbeit der Sprachkommission geben und soll daher im folgenden geboten werden:

Nach der Mitteilung auf S. 7, daß das Stambulische Türkisch der schriftlichen Fixierung im neuen Alphabet zugrundegelegt werden solle[2], wird als erste Aufgabe die Feststellung bezeichnet, welchen Lautwert die Lateinbuchstaben besitzen und wie sich derselbe in den Sprachen Europas modifiziert habe. Die zweite Aufgabe sei dann die methodische Anwendung der Buchstaben auf das Türkische. Nach der Aufzählung der türkischen Laute wird S. 8 die Meinung ausgesprochen, daß auf die emphatischen Laute des Arabischen keine Rücksicht genommen werden konnte, ترازى und تراضى, احتساس und إختصاص, تالى und طالع für das Türkische vollkommen gleichlautend seien. (Wie das Imlā Luġāty zeigt, wurden aber die Emphatica des Arabischen wohl berücksichtigt, nämlich in ihrer Einwirkung auf die Nachbarschaft!). Von S. 10—17 wird in Abschnitten von 8—17 Zeilen der Lautwert der Lateinbuchstaben und die orthographischen Verhältnisse im Lateinischen vor dem 3. Jh. n. Chr., im Italienischen, Rumänischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Englischen, Deutschen, Schwedischen, Finnischen, Madjarischen, Polnischen, Tschecho-Slowakischen (hier ist wohl das Tschechische gemeint!), Kroatischen, Albanischen, Azerbejdschanisch-Türkischen und in den übrigen Türksprachen Sowjet-Rußlands kurz dargestellt. S. 17—23 folgt die Liste der Buchstaben mit den danebenstehenden Lautwerten in den einzelnen Sprachen. S. 23 wird erwähnt, daß die in Europa vor allem für pädagogische Zwecke in Umschrift gegebenen türkischen Texte seitens der Sprachkommission beachtet worden seien, aber wegen der Tatsache, daß diese Umschriften meistens unter Einfluß der respektiven nationalen Orthographie stehen, als Grundlage für die Schaffung eines neuen türkischen Alphabets nicht für praktisch befunden worden sind.

1) Nach der Ztg. Milliyet vom 25. IX. 1928 erhielt der Staatspräsident Muṣṭafā Kemāl am 22. IX. 1928 vom Türkischlehrer am Istanbul Lisesi Midḥat Saʿdullah ein Telegramm, worin gebeten wurde, doch neben dem k auch ein q einzuführen. Muṣṭafā Kemāl antwortete aber, daß die Buchstaben g und k für das Türkische vollkommen genügten.

2) Auf Sprechschönheit und Technik scheint in der heutigen Türkei nur geringer Wert gelegt zu werden. Auch die sog. Stambuler Aussprache ist weit davon entfernt, einem „Bühnendeutsch" oder einer „französischen Theatersprache" zu entsprechen. Bei der Junus Emre-Feier hörte man Rezitationen von Lehramtskandidaten, die, was ungepflegte Sprachtechnik anbelangt, Gipfelleistungen darstellten. Auch die Sprache der Schauspieler des Darül Bedāji' ist durchaus individuell verschieden. Während unter den männlichen Darstellern hier und da ein Bemühen zu einer Art Sprechtechnik zu bemerken ist, herrscht beim weiblichen Ensemble vollkommene Sprechanarchie. Schriller Diskant scheint da dem Bülbül-Ideal am nächsten zu kommen, das durch möglichste Vokalverengung erzielt wird. Man hört also von Schauspielerinnen *gidiğüz* für *gideğejiz*, *gidiğīm* für *gideğejim* usw. Die Sprachkommission hatte es also nicht leicht, sich für eine der „gebildeten Stambuler Aussprachen" zu entscheiden.

Hier wird auch berichtet, daß der Sprachkommission drei Gruppen verschiedener Vorschläge eingereicht worden sind. Die Vorschläge der drei Gruppen waren die folgenden: Gruppe 1: Man möge vom ursprünglichen Lautwert der Lateinbuchstaben absehen und, um die Aussprache der arabischen Buchstaben möglichst vollkommen wiederzugeben, einige neue Formen erfinden. Gruppe 2: Verlangte ungefähr dasselbe wie Gruppe 1, forderte aber weniger neue Formen oder Erfindungen neuer Buchstaben. Gruppe 3: Forderte die Aufstellung eines Alphabets unter Berücksichtigung der internationalen wissenschaftlichen Phonetik. Im Folgenden erfahren wir die Namen derjenigen, die derartige Vorschläge eingereicht hatten. Es sind dies bei Gr. 1: nur einheimische Laien, darunter der frühere Kommandant des 5. Armeekorps Nāğī Pascha; Gr. 2: türkische und armenische und sonstige levantinische Laien; Gr. 3: Türken, darunter Ibrāhīm Neğmī, dann der französische Generalkonsul von Smyrna Arthur Guy, der Österreicher Dr. Muley, der österreichische Oberst a. D. Adolf Pietsch, der Engländer Grant Brown und der Lehrer für Phonetik am Konstantinopler Robert College Edmond Tilley. Tilley soll (vgl. S. 24) die Anwendung der Prinzipien der internationalen wissenschaftlichen Phonetik anempfohlen haben. Sein Antrag wurde seitens der Sprachkommission auch ernstlich geprüft. Tilley hatte folgende Buchstaben vorgeschlagen: œ (= ö اولمك), y (= ü اوزمك), k für ق, c für ك, g für غ, ɟ (verkehrtstehendes f) für گ, j für ى, † für zerebrales ل, ŝ für ش, tŝ für چ, ĵ für ژ, dĵ für ج.

S. 25 bringt die Erwägungen der Sprachkommission zum Ausdruck, Buchstabenzusammensetzungen oder diakritische Zeichen für die Laute zu verwenden, die durch das ursprüngliche (sic!) Lateinalphabet nicht ausgedrückt werden könnten. Dabei mußte aber auch auf die Aussprache der einzelnen Buchstaben in den heutigen europäischen Sprachen Rücksicht genommen werden. Nach der Aufzählung der für das Türkische gewählten Lateinbuchstaben wird erwähnt (S. 26), daß für Fremdwörter auch die Buchstaben ae, oe, qu (قو), x (قس) vorgesehen waren. Das صاغير كاف sollte mit ñ ausgedrückt werden. Allerdings wären ğ und ñ nicht als eigene Buchstaben gedacht sondern nur als morphologische Bezeichnungen. Für die Unterscheidung des zerebralen und lateralen l seien einige Regeln aufgestellt worden. (Welche, bleibt der Elifbe raporu schuldig zu nennen.) Für 'Ain und Hemze sei ein Apostroph, für î das i ohne Punkt zur Anwendung gekommen.

Im Folgenden gibt der Elifbe raporu eine Liste der Buchstaben, die den einzelnen Alphabeten entnommen worden sind: â, î, û, j dem Französischen; ö, ü dem Deutschen und Madjarischen; ş dem Rumänischen; ñ dem Spanischen; und ç dem Albanischen. Von Buchstabenzusammensetzungen werden hier (S. 28) kh und gh angegeben. Hier wird auch bemerkt, daß ae, oe, q, w und x im türkischen Alphabet als nicht vorhanden anzusehen seien. Im Telegrammverkehr könne (S. 30) für ş = sh, für ç = ch gebraucht werden.

S. 34 folgen die „Überlegungen der Sprachkommission", über die bereits oben berichtet worden ist. Hier wird auch erwähnt, daß, da nun einmal das Stambulische zur Grundlage der neuen Orthographie genommen worden war, das ñ nur für Grammatiken und Sprachlehren in Frage käme, um da den Unterschied von Bildungen wie evinde und eviñde (اوبندە اوكدە) zu erklären.

S. 35—36 äußert sich die Sprachkommission folgendermaßen: غ ,گ ,ق ,ك für das Türkische zu unterscheiden, hätte keinen Sinn, da die türkischen Lautgesetze ganz eindeutig die Aussprache festlegten. (Hier geht die Sprachkommission von der Meinung aus, daß das Türkische nur aus echttürkischen Wörtern bestehe, bei denen die Orthographie allerdings wenig Schwierigkeiten bietet. Daß aber ein Wort wie كاتب heute für ebenso gut türkisch angesehen werden kann, ein Wort, bei dem dann allerdings die Aussprache des k nicht nach der „nationalen türkischen Phonetik" feststellbar ist, wollte oder durfte die Sprachkommission nicht sehen.) Immerhin wird auf S. 36 zugegeben, daß die arabischen und persischen Lehnwörter sich leider nicht der türkischen Phonetik unterordnen lassen[1]. Man dürfte aber, fährt der Text fort, bei der Aufstellung des neuen Alphabets keinesfalls wegen dieser Fremdwörter die Prinzipien der türkischen Phonetik preisgeben. Immerhin habe man ja ein kh und gh eingeführt. Die feinen Unterschiede in den Klangfarben der Vokale habe man gleichfalls nicht berücksichtigen können. Da die Aussprache des l bei türkischen Wörtern ebenfalls ganz unzweideutig sei, hätte man auf eine Unterscheidung der beiden l zu verzichten können geglaubt. Bei arabischen, persischen und europäischen Fremdwörtern sei das l lateral. Solche Wörter seien aber sofort aus ihrer Struktur heraus kenntlich[2]. Gegen eine Buchstabenhäufung (S. 38) hätte auch die Absicht, die Einprägung eines Wortbildes zu erleichtern, gesprochen. Auch habe man ja nicht wie in europäischen Sprachen auf historische Schreibungen Rücksicht nehmen müssen. Um das geläufige Schreiben zu erleichtern, habe die Kommission für ş auch das sog. lange s oder das h der gothischen Kurrentschrift für geeignet befunden[3]. Nachdem wir auf S. 39 noch die Behauptung lesen können, daß ğ ح خ im Türkischen einen Laut darstellen, folgt nach der Bemerkung, daß man aus ästhetischen Gründen keine Buchstaben aus andern Alphabeten mitverwendet habe, die Liste des neuen Alphabets (S. 40), die auch die merkwürdige Bildung ğhe = غه aufführt. Das oben im Text nur als morphologisches Hilfsmittel bezeichnete ğ scheint also doch im Unterbewußtsein der Sprachkommission manchmal als Translitteration des arabischen غ aufgefaßt worden zu sein. (Vgl. auch *koğmak* spr. *qovmaq* für قوغمق. Imlā Luġāty, S. 242, wo neben obiger Schreibung auch die mit v angeführt wird: *kovmak* usw.) Über die phonetischen Hilfsdienste des ğ klärt ja das oben gegebene Alphabet auf.

Außer vom Berichterstatter Ibrāhīm (Grandi)[1] ist der Elifbe raporu von folgenden Mitgliedern der Sprachkommission gezeichnet: Fāliḥ Rifqī, Fāḍil Aḥmed, Rūšen Ešref, Rāġib Ḫulūsī, Aḥmed Ğevād, Ja'qūb Qadrī, Meḥmed Emin und Meḥmed Iḥsān[2].

Außer einem kleinen Alphabetsheftchen veröffentlichte die Sprachkommission, wie bereits erwähnt, die im Buchhandel verkäufliche Schrift „Muhtasar Türkçe Gramer", die bezeichnenderweise bereits auf dem Titelblatt einen orthographischen Verstoß gegenüber einer auf S. 17, Z. 16 aufgestellten Regel aufweist, wonach das stimmlose Ende eines Wortes bei nachfolgendem Wort mit vokalischem Beginn zwar stimmhaft gesprochen, aber weiter mit dem den stimmlosen Konsonanten anzeigenden Buchstaben geschrieben wird. Es heißt auf der Titelseite: Türk dili encümeni tarafından tertib (!) edilmiş-tir.

Von S. 3—6 legen die unterzeichneten Mitglieder der Sprachkommission ihre Ansichten zur Schriftreform dar. Es wird hier z. T. das schon im Elifbe raporu Gesagte wiederholt und u. a. noch folgendes bemerkt: Absolventen eines Gymnasiums hätten oft ح von خ, ث von س und ص nicht unterscheiden und Wortzusammensetzungen wie عيسى بن مريم und الى النهايه nicht richtig lesen können. Nach der Annahme der neuen Schrift würde man nun auch die alten Schriftsteller lesen können, ohne ein Kenner der arabischen Grammatik zu sein. Die arabische Formenlehre habe nun in der türkischen Grammatik nichts mehr zu suchen und die arabischen Wörter würden nun viel richtiger als früher gelesen werden(!)[3], wobei aber gleich gesagt wird, daß alle im Lexikon vorhandenen Wörter der phonetischen Orthographie angepaßt werden sollen. Interessant ist auch der Ausspruch S. 5, 11, daß für die Phonetik die literarische Sprache Stambuls maßgebend sein solle. Die Anpreisung der neuen Schrift und die Beschwichtigung der Nörgler wird hier noch durch folgende Auslassungen versucht: So sei es nunmehr möglich geworden, einem klugen und aufgeweckten Ausländer die Grundzüge der türkischen Orthographie und Grammatik binnen einer Woche beizubringen. Schwierigkeiten böte nur die Behandlung der letzten Silbe der meisten Lehnwörter; doch hier könne das Imlā Luġāty Auskunft geben. Auch wolle man die Abiturienten nicht der alten Literatur berauben, andererseits dürfte man aber die Sprache durch eine Belebung der Sprache der Toten nicht vergewaltigen. Als Beispiel werden die Franzosen aufgeführt, die auf die literarische Ausbildung der Jugend den größten Wert legten, aber im Lehrbetrieb die Sprache des 17. Jahrhunderts zugunsten des heutigen Französisch

---

1) Bestrebungen, auch solche Wörter mit gewaltsamen, oft vom Volke gar nicht gebrauchten Lautveränderungen dem türkischen Ideal näher zu bringen, sind im jetzigen Schrifttum überall zu finden. Vgl. acaba für عجبا das überall aǧeba gesprochen wird. In der Ztg. Milliyet vom 25. 9. 1928 erklärt Fāliḥ Rifqī in einem يكى يازى تورك وعرب كلمه لرى اوزرندە genannten Artikel, daß man eines Tags z. B. beim Hinzutreten des Possesivsuffixes der 3. pers. sing. an Worte wie نزاع nicht wie heute nizâı, sondern nizası schreiben und lesen würde. Dann würde auch das Imlā Luġāty unnötig und das „Arabische bei den Arabern geblieben" sein.

2) Ob dieser Optimismus der Sprachkommission für die Generation, die den Elementarunterricht schon in der neuen Schrift erhalten haben wird, am Platze ist, ist mehr als zweifelhaft. Durch den Wegfall der Konsonantenschrift wird z. B. die Struktur der arabischen Wörter keinesfalls gut herausgehoben. Der Zirkumflex wurde ja bereits im Imlā luġāty stillschweigend zu Hilfe genommen, das laterale l orthographisch zu bezeichnen. Leider sind Lesezeichen wie der Zirkumflex immer sehr an die Gewissenhaftigkeit des Schreibers oder Setzers gebunden, was in der Türkei bisher nicht genügend beachtet zu werden scheint.

3) Diese Nebenformen des ş kamen bekanntlich nie zur Anwendung.

---

1) Auf Wunsch des Staatspräsidenten nannte sich Ibrāhīm Grandi später nur mehr Ibrāhīm, hierauf auch Ibrāhīm 'Oṭmān.

2) Vgl. OLZ 32, Sp. 443.

3) Vgl. *hapishane* (حبسخانه),*teffiz* (تفويض) usw.

sehr zurücktreten ließen. — Im Türkischen könne man die alten Sprachdenkmäler in die heutige Sprache umschreiben, und die arabischen und persischen Wörter seien in den Gymnasien nach der formalen Seite hin zu erklären, sowie das in Europa mit den lateinischen und griechischen Wörtern geschehe.

Wie unsicher die Sprachkommission noch zur Zeit der Veröffentlichung dieser Grammatik vorging, zeigt die Verwendung des Zirkumflexes, der hier noch auf lange Silben arabischer und persischer Lehnwörter gesetzt wird, während er später nur noch, wie oben erwähnt, zur Vermeidung von Doppelsinnigkeit eines Wortes, bei der Erzielung von Palatalisierung des k und g sowie bei der Unterscheidung des zerebralen und lateralen l verwendet wurde. Eine bewußte Durchbrechung der vorgegebenen Aussprache erfolgt auf S. 15, wo bemerkt wird, daß *fransiz, frank, telgraf, gram* geschrieben werden muß, obwohl bei diesen Wörtern svarabhakti eintritt, es also eigentlich *firansiz, firank, telgiraf, giram* heißen müßte. Warum man diese der Aussprache angeblich zuwiderlaufende Schreibung nicht auch für die jetzt *Avusturya* und *Arnavutköy* u. ä. geschriebene, aber von allen Stambulern *Aųstrija, Arnaųtk'öj* gesprochenen Wörter verwendet hat, bleibt unerklärt. Auf S. 16 liest man erstaunt dauernd حرفلر für „Laute" gebraucht, und S. 17 folgt die berühmte These, daß die „Momentanlaute" (سورەكسز سسلر) am Ende eines Wortes immer hart sind, folge aber eine Silbe mit vokalischem Anlaut, werde der Auslaut der vorhergehenden Silbe „weich". Hier werden auch einige Wörter aufgezählt, die im casus absolutus auf k, t, p endigen und auch bei Hinzutritt von Suffixen vokalischen Anlautes diese Stimmlosigkeit des Endkonsonanten beibehalten. Doch ist die hier vorhandene Liste durchaus nicht vollständig und ließe sich besonders bei den arabischen Wörtern wie ثروت um ein Vielfaches vermehren. Daß ein Suffix, das mit „weichem Momentlaut" beginnt, an ein mit „hartem Momentlaut" endigendes Wort gehängt gleichfalls „hart" im Anlaut wird, ist bereits oben erwähnt worden. Wohlgemerkt handelt es sich hier aber nur um Suffixe (natürlich auch die enklitischen Formen des verbum substantivum). Innerhalb des Wortstammes, und zwar wohl ausschließlich in den Lehnwörtern, ist diese Regel, da sie allzu sehr der Aussprache widersprechen würde, trotz anfänglicher Versuche nicht gänzlich zur Anwendung gekommen, worüber auch nur das Imlā Luġāty Auskunft zu geben imstande ist.

Von den Phasen, die das Alphabet kurz nach der offiziellen Aufstellung durchmachen mußte, sei hier die „Bindestrich"-Regel erwähnt, die durch persönliches Eingreifen des Staatspräsidenten Muṣṭafā Kemāl am 21. September 1928 zugleich mit der von der Setzung des Apostrophes am Wortende aufgehoben wurde[1]. Die Regel über die Setzung des Bindestriches war von der Sprachkommission in keiner ihrer Veröffentlichungen erläutert worden, sondern stillschweigend zur Anwendung gekommen. Nach dieser etwas verwickelten Regel[2] war der Bindestrich folgendermaßen zu verwenden: 1. Bei den apokopierten Formen von *ile, ise, için* und *iken*, also *Ahmet-le, bu iş-se, senin-çin, gelir-ken.* 2. Beim gemischten Suffix *-ki*: *şehirde-ki.* 3. Bei der Desinentialpostposition *-ce* als casus relativus: *her kes-çe malûm.* 4. In der Verbalflexion und der Flexion des verbum substantivum bei den Personalendungen, sobald sie aus mehr als einem Laut bestehen: *gelir-im, geldim* (das Thema des Perfekts ist *-di-*) aber *geldi--niz, geldi-ler*; *insan-ım* usw. Bei den zusammengesetzten Tempora wird das erweiterte Temporalthema an das Grundthema mit Bindestrich angefügt und bei der Flexionsendung entfällt dann der Bindestrich. Also: *gelir-miṣsin, geliyor-dunuz.* 5. Bei der Fragepartikel plus Flexionsendung: *deli mi-sin, gelecek mi-sin* u. s. f. 6. Bei der Izafet-Verbindung: *Hüsn-ü nazar, Kemal-i şiddet* u. s. f.

Am 29. September war dann auch die Buchstabenzusammensetzung kh und gh abgeschafft worden[1]. Dieses h sollte bekanntlich dazu dienen, das Fehlen eines besonderen Buchstaben für ق und غ wett zu machen, mußte nun aber recht sonderbare Verwendung finden. Sollte ق und غ vor hellen Vokalen gesprochen werden, schrieb man kh, gh. Verwirrend mußte es nun aber wirken, daß eben diese h auch dann verwendet wurde, wenn es galt ك und گ vor dunklen Vokalen auszudrücken. Bei *khar* (كار) hatte das kh hiermit eine andre Funktion als bei *terakkhi* (ترقی) bei *aghah* eine andere als bei *ghirize.* Heute schreibt man *kâr* zum Unterschied von *kar* (قار), *terakki* (so!), *agâh* und *gırize* (so!). Oft wird ق und غ vor i dadurch angedeutet, daß das i ohne Punkt geschrieben und ı gesprochen werden muß: غيابًا = heute *gıyaben* (vgl. Imlā Luġāty S. 208), قيافت = heute *kıyafet* (vgl. Imlā Luġāty S. 247), aber *vâki* (واقع) u. ä. (s. o.).

Nach dem Grundsatz der phonetischen Schreibung ist hier ziemlicher Willkür Raum gegeben. Auch ist das Imlā Luġāty, was richtige Schreibung betrifft, nicht immer zuverlässig, wimmelt doch das Werk von Druckfehlern.

Bei der Festsetzung der Orthographie hatte die Sprachkommission zwei Prinzipien zur Auswahl: 1. die Auffassung, daß die Schrift dem gesprochenen Wort einen konventionellen Ausdruck verleihen soll und zur leichteren Erfassung des Sprachbaues morphologische Elemente möglichst klar hervorzuheben und bei der Schreibung der Vokabeln auch auf die noch lebendige Etymologie Rücksicht zu nehmen habe; 2. das vorhandene Sprachgut mit Zuhilfenahme praktisch einführbarer Hilfszeichen geringer Anzahl rein phonetisch zu fixieren. Betrachtet man die bisherigen Leistungen der Sprachkommission, so muß man leider bemerken, daß sie keinem dieser zwei Prinzipien gerecht geworden ist. Bei Debatten über Orthographie haben sich europäische Fachleute, soweit es mir bekannt ist, meist für das erste Prinzip entschieden, wobei die Möglichkeit notwendiger Reformen durchaus im Auge behalten wurde. — O. Jespersen in seinem Lehrbuch der Phonetik[2] äußert sich zu der Frage, in welchem Umfang orthographische Reformen noch möglich sein würden: „doch nur, wenn diese auf genauer Kenntnis der Laute der Muttersprache und der Lehre der Phonetik vom Verhältnis zwischen Laut und Schrift basieren". Auch J. Vendryes[3] warnt vor einer radikalen Reform der Orthographie und betont die Bedeutung der visuellen Erfassung der geschriebenen Sprache[4].

1) Vgl. OLZ 32, Sp. 446.

2) Von mir erstmalig in dem populären Aufsatz „Das neue türkische Alphabet II" in der Ztg. Türkische Post III, Nr. 261 abgeleitet.

1) Vgl. OLZ 32, Sp. 446.

2) 3. Aufl., Leipzig-Berlin 1920. S. 5.

3) Le Langage. Paris 1921, S. 398.

4) A. a. O. S. 400.

Wie wir bereits erfahren haben, hat sich die Sprachkommission mit einigen Vorbehalten zum zweiten Prinzip gestellt. Diese Vorbehalte sind es aber gerade, die einer reinen Willkür Tür und Tor geöffnet haben. Auf S. VIII des Imlā Lugāty erklärt die Sprachkommission, daß sie die Wörter „soweit als möglich" phonetisch festgelegt hat. Ohne die Frage zu berühren, ob überhaupt die phonetische Transkription einer Kultursprache des 20. Jahrhunderts als nationale Rechtschreibung möglich und praktisch ist und im Laufe von einigen Jahrzehnten nicht doch schon wieder konventionell geworden sein würde, soll in Folgendem, soweit es der beschränkte Raum gestattet, nur einmal untersucht werden, in welchem Umfange die Sprachkommission dem von ihr selbst aufgestellten Prinzip gerecht geworden ist.

Da haben wir gleich das Zeichen ğ, das einerseits g, andrerseits j und v (s. o.), also ganz verschiedene Laute umschreiben soll. Das ğ als stimmhafte velare Spirans schwindet bekanntlich in der Stambuler Aussprache zwischen Vokalen vollkommen, meistens auch am Silbenauslaut; also *olmaa* اولمغه, *olduru* اولديغى, *olağām* (mit zweigipfligem — ∪ a), aber auch *dōru* für دوغرى[1]. Die Sprachkommission schreibt aber *olmağa, olduğu, olacağım* und *doğru*. Zur Verteidigung dieser Orthographie wird angeführt, daß die Aussprache mit stimmhafter velarer Spirans in Anatolien anzutreffen ist. (Also soll nicht nur die Stambulische Aussprache zum Muster dienen?)

Ähnlich verhält es sich auch mit dem ğ, das ein j ausdrücken soll. Wir wissen schon von Bergsträßer[2], daß j, und zwar gleichgültig ob echtes oder aus k entstandenes, zwischen Vokalen im allgemeinen ausfällt. (Die von Bergsträßer aufgeführten Ausnahmen kommen, was das ğ als j im neuen türkischen Alphabet betrifft, nicht in Betracht.) Es heißt also *edeğē'm, -eğeim, -diim, -düüm, dedīnizi* usw. für ايدەجكم, -ديكم, ديديكزى usw., was heute *edeceğim, -diğim, -düğüm, dediğinizi* geschrieben wird.

Ebenso steht es mit den Hauchlauten. Obwohl sich mindestens zwei Arten von h im Stambulischen feststellen lassen: h und x (x), ist im neuen Alphabet nur ein Zeichen, h, für beide vorgesehen. Die Behandlung der Hauchlaute ist in der Stambuler Aussprache sehr verschieden[3]. Jedenfalls ist das h (um nur ganz grob zu skizzieren) in hangi etwas ganz anderes als das h in tahta. Im Anlaut (nicht im Sandhi-Verhältnis, bei dem oft starke Schwächung bis Reduktion eintritt) glatter stimmloser Hauchlaut, wird h vor Konsonant, besonders vor stimmlosen und stimmhaften Verschluß- und Engelauten mehr oder weniger affriziert.

Bisher wurde bewußt nur das ursprünglich türkische Material in seiner Behandlung durch das neue Alphabet berücksichtigt. Betrachten wir aber die Unmenge von Lehnwörtern im Türkischen, so sehen wir erst, wie unvollkommen hier die Sprachkommission gearbeitet hat. Die von offiziellen Stellen immer wieder vorgetragene Meinung, bei der Aufstellung des neuen Alphabets hätte man keine Vergewaltigung seitens des untürkischen Elementes im Türkischen dulden können, geht von der falschen, den eigenen Methoden durchaus widersprechenden These aus, daß die gangbaren und alltäglichen Wörter arabischer oder persischer Herkunft Fremdwörter seien oder als solche gefühlt würden. Das in der Tagespresse verwendete Wortmaterial, das bis in die untersten Volksschichten hinein verstanden wird, kann nicht als „fremd" aufgefaßt werden. Sollte wirklich ein unvoreingenommener Türke ohne Bildung annehmen, daß *mektūb, ḫajvān, kitāb, tebrīk etmek* weniger türkisch sei als *ešek, oğurlar* usw.?

Die Sprachkommission hat sich in Verkennung der klaren Tatsache nicht damit abfinden können, daß das Osmanisch-Türkische eben wie das Englische eine Mischsprache ist, und daß mit der Wortentlehnung aus dem Arabischen und Persischen zugleich für viele dieser Wörter Reste ihrer ursprünglichen phonetischen Beschaffenheit übernommen wurden, so daß manche dieser Wörter den türkischen phonetischen Gesetzen nicht ganz hörig wurden. Hier macht sich der übertriebene Grundsatz von der Stimmlosigkeit der Verschlußlaute besonders störend bemerkbar. Die neue Orthographie schreibt *Yakup, tertip, Mehmet* oder *Memet* (!), *saraç* usw. — Von č abgesehen, werden aber diese ursprünglich stimmhaften Verschlußlaute auch in dieser Stellung nicht mit so starker Aspiration ausgesprochen wie vor Vokal am Wortanfang; das t in *tabla* ist jedenfalls nicht qualitativ gleich mit dem t von *berbat*. Die Sprachkommission hat hier vollkommen übersehen, daß hier für die stimmhafte Lenis nicht die eigentliche Fortis, sondern nur die stimmlose Lenis eintritt[1], die ja durch den vorhergehenden Vokal eine Stütze erhält. Dem Ausländer und auch dem eigenen Abc-Schützen würde die Deklination sicher leichter fallen, hätte man bei den nichttürkischen Wörtern die ursprünglichen Endlaute in der alten Weise umschrieben. Es wird wohl auch einem türkischen Schulkind nicht ohne weiteres einleuchten, warum es *servetin*, aber *Mehmedin* heißen soll, da der Aspekt der Endsilbe im casus absolutus in der neuen Schrift doch derselbe ist. Der Hinweis der Sprachkommission, daß in solchen Fällen das Imlā Lugāty Auskunft geben soll, ist für das praktische Leben wohl wenig brauchbar. Selbst ohne Verletzung des der Sprachkommission so teuren Prinzips der phonetischen Schreibung hätte sich dieser Übelstand leicht vermeiden lassen können. Es scheint bei den Phonetikern der Sprachkommission eine gewisse Vorliebe für den mit starkem Druckton gesprochenen stimmlosen Explosiv geherrscht zu haben, denn immer, wenn es sich um die Wahl handelte, stimmhaft oder stimmlos anzunehmen, hatte man sich für die Schreibung, die die stimmlose Aussprache anzeigen soll, entschieden: *Aptullah*! Auch konnte das l der Pluralendung die Endkonsonanz scheinbar nicht ändern: *Mehmetler, tertipler*. Dem Ohre besonders hart klingt es, wenn dieser Tendenz innerhalb des Wortes nachgegeben wird, wenn die Sprachkommission sich hier auch gelegentlich ihres phonetischen Ideals erinnerte und der tatsächlichen Aussprache Rechnung trug. Im Wortinnern kann man kaum mehr eine logische Anwendung des Auslautgesetzes bemerken; für alle Absonderlichkeiten hat man aber die bequeme Ausrede: „es wird so gesprochen!" Daß selbst die Sprachkommission hier öfters schwankend wurde, zeigt sich in folgenden Schreibungen: *nisbeten* und *nispeten* (نسبةً) aber nur *nispetçi*; *ispat* (اثبات) mit progressiver Assimilation, aber *ikdam, akdes, akdem* (آكدام und آكلامق) wird jetzt beides *atlamak* geschrieben. Bei Namenzusammensetzungen mit دين wird immer Doppel-t geschrieben: *Nurettin, Fahrettin* usw.); *Suphi, içtima* mit regressiver Assimilation, und so geht es weiter, angeblich der Aus-

1) Vgl. Bergsträßer a. a. O. S. 257.
2) A. a. O. S. 255, 16 ff.
3) Vgl. Bergsträßer a. a. O. S. 253 ff.

1) Vgl. Bergsträßer a. a. O. S. 261, 15 ff.

sprache entsprechend. Bei *aptal* und *aptes* (آبدال, آبدست) hat man radikale Stimmlosigkeit angedeutet, ließ nebenbei das ت in آبدست als ungesprochen beiseite, dekliniert also ruhig *aptesin*, während man bei einem andern Wort, دستگاه, das s stimmhaft werden läßt und *tezgáh* lesen kann. (Das Imlā Luġāty vermeidet dieses Wort und führt nur das gleichbedeutende „echt türkische" *atelye* an. Vgl. Imlā Luġāty S. 349.) Stimmlose Schreibung, die wohl nur durch die vulgäre Aussprache begründet werden kann, finden wir auch in *hapishane*. (حبسخانه). Vgl. auch *tabak* für دباغ, *teccal* für دجال, *tellal* für دلال, *tellak* für دلاق, *tülbent* für دلبند.

Auch die Behandlung des h-Lautes in den nichttürkischen Wörtern ist bemerkenswert: Das schon oben Gesagte ist hier noch dahin zu erweitern, daß in der tatsächlichen Aussprache h auch im Anlaut manchmal affriziert wird; so heißt es *xadiġa*, das heute mit Silbenreduktion *Hacce* geschrieben wird. Schwankend ist ja die Aussprache auch in intervokaler Stellung, z. B. *axyr* und im Auslaut mit vorhergehendem Vokal: *tešbix* usw., heute aber *ahır*, *teşpih*. Nicht berücksichtigt hat die Sprachkommission — es sei hier von den Sandhi-Verhältnissen ganz abgesehen — die häufige Reduktion des h zwischen Vokalen, die besonders dann, wenn Vokal oder Murmelvokal vorhergeht, eintritt. Man schreibt heute: *daha*, *allaha*, *rahat*, *muhasebe*, *muhacir*, *Beha-* oder *Pahaettin*, spricht aber *daa*, *allaa*, *raat*, *mäsebe* und *mäğir* mit fast silbischem m und *bäheddin* (*bähettin*) mit gleichfalls fast silbischem b und Metathesis von h. Diese Aussprache ist allerdings nur in den unteren Volksschichten anzutreffen; die Proben der offiziellen Schreibung zeigen aber, daß das Stambulisch, das der Sprachkommission zum Vorbild gedient haben mag, durchaus nicht das der feingebildeten, literarisch unterrichteten Kreise sein kann[1].

Da der türkischen Öffentlichkeit dauernd eingehämmert wird, die neue Orthographie erfülle den Leitsatz „Schreibe wie du sprichst" in jeder Beziehung, kann man dergleichen Formen in Aufschriften bereits zu lesen bekommen: So las man n einer Kinoreklame *Şarlo macir* (Charley Chaplin als Auswanderer), und über den Milchgeschäften *Mallabacı* für *muḥallebeği*. Völlig unregelmäßig sind im Imlā Luġāty, was den h-Laut betrifft, die Zusammensetzungen mit خانه registriert worden. Das folgende Material illustriert hinreichend die Arbeit der Sprachkommission. Das Imlā Luġāty schreibt: *aptesane*, *teneffüsane*, aber *hapishane*, *konsoloshane*; *aşhane*, *keşişhane*, aber *şişane*, *kirişane*; *eczane*, *postane* (auch *postahane*), *hastane*, aber *helvahane*, *semahane*, *şifahane*, *fetvahane*, *birahane*; *ipekhane*, *fişekhane*, aber *tüfekane*; *barutane*, *rasatane* (رصدخانه), *sütane*, *şerbetane*, aber *teştithane*, *sefarethane*, *ibadethane*; *şarapane*, *kasapane*, aber *tophane*, *küphane*, *kitaphane*; *dökümane*, aber *dikimhane* usw.

Der oben zitierte bequeme Orthographie-Leitsatz macht sich in erschreckender Weise in der Schreibung fremder Eigennamen bemerkbar. Ibrāhīm Grandi, alias 'Oṭmān, erklärte mir, daß er als Beamter des Außenministeriums schon deswegen ein Anhänger der Lateinschrift sein müßte, weil durch die arabischen Buchstaben dauernd Mißverständnisse bei ausländischen Eigennamen vorgekommen seien. Die Praxis zeigt aber, daß heute eine nicht geringere Willkür bei der Schreibung ausländischer Eigennamen anzutreffen ist[1]. Mag man noch Namen wie *Puvankare*, *Istrezman* als Poincaré und Stresemann erkennen, so sind doch weniger bekannte Namen oft kaum zu agnoszieren. Besonders schlimm steht es da mit englischen Eigennamen, die in einer englisch-französischen Mischaussprache fixiert werden: *Sinodan* (Snowden), *Malbrğ* (Malborough), *Çamberlen* (Chamberlain), *Şakispir* (Shakespeare) usw. Die vielen Druckfehler der hiesigen Drucke erhöhen noch die Unverständlichkeit der Namen[2]. Daß man ein Recht auf die Schreibung seines Namens hat, sich daraus auch gesetzliche, für Wirtschaft und Handel nicht unwichtige Weiterungen ergeben, wird vorläufig in der Türkei nicht beachtet. (In amtlichen Personalausweisen wurden zum Beispiel die Namen „Teichmann", „Roßdeutscher" zu „Tayhman" und „Rosdoyçer" umgewandelt.) Offiziell wird auch die Bildung von zusammengesetzten Wörtern gefördert. So heißt es *haliskanlı arap atı* und *kurukahveci* usw. (Vgl. Imlā Luġāty S. XIII und XIV und Muhtasar Türkçe Gramer S. 25.)

Eine Erscheinung in der durch die Schriftreform besonders stark angeregten Sprachreform gibt aber zu starken Bedenken Anlaß: Die Animosität gegen die angeblich „zu asiatisch" anmutenden persischen und arabischen Lehnwörter macht sich dahin geltend, daß solche Wörter nur zum geringsten Teil durch echt türkische, zum Hauptteil infolge der immer noch mehr als starken französischen Einstellung der „Intellektuellen" durch französische Wörter ersetzt werden. So lesen wir *Otobüs servisi* (Service d'autobus), *kudefer* (coup de fer), als wichtiges, im Imlā Luġāty noch besonders im Anhang verbessertes Wort „*bomboniyer*", *kuruvazör* oder *kruvazör* für *zirhli*, im neuen Zolltarif (448 B) *puvarlar* (poires), *sürpriz*, *kürdan* usw. Daß wir von dem in Vorbereitung befindlichen Termini-technici-Wörterbuch in dieser Richtung sehr viel erwarten dürfen, scheint ganz natürlich. Z. B. wird auch in der ein sehr kompliziertes und genaues System bildenden Poetik den europäischen Fachausdrücken, die nicht immer exakt genug sind, schon Tür und Angel geöffnet: *metafor* für *meğāz* u. ä.

Das Sammeln von innerhalb des einfachen Volkes noch gebräuchlichem, echt türkischem Wortmaterial ist bis jetzt noch nicht systematisch erfolgt. Allein Hāmid Zubejr hat einiges Material aus eigener Initiative gesammelt. Dieses Mitglied des Sprachkomitees wird aber leider durch eine wohl in seiner Studienzeit zu Budapest gewonnene hyperpuristische Einstellung nicht großen Anhang finden, wenn er, wie er mir gegenüber äußerte, gleich dem Madjarischen für Tramway usw. echt türkische Wörter einsetzen will[3].

1) Dieses Urteil geht auf eine mündliche Erklärung Köprülüzāde Mehmed Fu'ād's zurück.

1) Obwohl im Imlā Luġāty S. XV oben zu lesen ist, daß bei ausländischen Eigennamen die ursprüngliche Orthographie belassen werden soll.

2) Die Konstantinopler Geschäftsleute mußten ihre Namen und Firmaaufschriften in der neuen Orthographie schreiben, worüber die Polizei wachte. (*Türkuaz*, *Roz Nuar*, *Enstitü dö bote*, *Doyçe Bank*!)

3) Die offizielle Bezeichnung der Dozenten der Stambuler Universität ist nicht mehr *müderris*, sondern *Profesör*; die Universität soll nun nicht mehr *Darülfünun* sondern *Üniversite* heißen. Dies wohl infolge des in Muhtasar Türkçe Gramer S. 26, § 13 befindlichen Satzes, daß die arabischen und persischen Konstruktionen wie *darülfünun* und *tahtelbahir* usw. aus dem Türkischen entfernt werden müßten.

Eine merkwürdige Erscheinung, die auch die sonstigen politischen Verhältnisse widerspiegelt, ist die, bei der Fixierung des Wortschatzes nicht das tatsächlich vorhandene Material zu registrieren, sondern eine postulierte Sprache aufzustellen, deren Verwendung von Amts wegen angeraten wird[1].

Gegenüber der Meinung, daß durch die arabische Schrift eine Orthographie-Anarchie eingerissen wäre[2], muß leider festgestellt werden, daß heute sowohl in der offiziellen wie in der inoffiziellen Orthographie ein großes Durcheinander herrscht, da ja durch die Schreibung sämtlicher Vokale eine neue Fehlerquelle geöffnet worden ist. Nur durch langsame und bedächtige Arbeit einer unpolitischen, fachmännischen Körperschaft wird vielleicht nach geraumer Zeit eine befriedigendere Lösung all dieser Probleme gefunden werden, wenn man auch trotz aller Beteuerungen fürchten muß, daß die Beziehungen der heranwachsenden Generation zu Vergangenheit, Tradition und Kultur durch den Schriftwechsel endgültig abgeschnitten bleiben dürften. Nach Aussagen kompetenter Persönlichkeiten ist auch die neue Literatur der Türkei in eine Krise gestürzt worden, da das rein Technische: Wortwahl und Orthographie, allzuviel von dem sublimiert, was dem Gedanklichen und Künstlerischen sonst zugute gekommen wäre.

Besprechungen.

Allgemeines.

Die Religionen der Erde in Einzeldarstellungen. Von H. Balcz, K. Beth, V. Christian, B. Geiger, R. Hoffmann, Th. Innitzer, Fr. Kraelitz, R. Much, L. Radermacher, O. Redlich, R. Reininger, A. Rosthorn u. Fr. Wilke. Leipzig und Wien: Franz Deuticke 1929. (VI, 263 S.) 4° = Wissenschaft und Kultur. Eine Bücherreihe, hervorgegangen aus den volkstümlichen Universitätsvorträgen der Univ. Wien, Bd. II. RM 7 —; geb. 9 —. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Diese im Winter 1927/28 von Dozenten der Wiener Universität in dieser gehaltenen Vorträge ähneln insofern der kurz vorher unter demselben Titel von mir herausgegebenen Religionsgeschichte, als auch sie mehr als die sonstigen ausführlicheren Gesamtdarstellungen dieses Gebiets bringen: sie behandeln nämlich zwar nicht die vorgeschichtliche, wohl aber auch die jüdische und christliche Religion. Von der ersteren wird freilich nur ihre sog. klassische, d. h. vorchristliche Periode besprochen, diese aber von dem evangelischen Alttestamentler Wilke in meisterhafter Weise. In die Darstellung der Entstehung des Christentums, und zwar so, daß der eine Jesus Christus, der andere Paulus behandelt, haben sich der katholische Neutestamentler Innitzer und sein evangelischer Fachgenosse Hoffmann geteilt; der letztere korrigiert dabei vielfach die durchaus traditionalistische und doch von der modernen Wissenschaft beeinflußte Anschauung des ersteren. An seiner eigenen Auffassung ist, abgesehen von der ja schon aus anderen Veröffentlichungen bekannten Erklärung der Bekehrung des Apostels, die offenbar von der Psychoanalyse Freuds entlehnte, aber absolut unbewiesene Behauptung eigentümlich, Paulus denke Röm. 7, 7ff. an sexuelle Begierden und habe sie I. Kor. 7,7 überwunden. Die „Ausbreitung und Entwicklung des Christentums" schildert der Historiker Redlich dann wieder nur bis zu ihrem „Höhepunkt" unter Innocenz III., aber so, wie es in einer allgemeinen Religionsgeschichte geschehen muß, d. h. unter Absehen von dem dogmengeschichtlichen Material.

Andrerseits fehlt unter den auch sonst in einer zusammenfassenden Darstellung vertretenen Religionen hier die japanische, slavische und keltische; doch wird auf die letztere wenigstens bei Gelegenheit der germanischen gelegentlich hingewiesen.

Den Reigen der Beiträge überhaupt eröffnet die Darstellung der Religionen der Primitiven durch den evangelischen Theologen Beth, der sich freilich merkwürdigerweise für die auch von ihm befolgte Nebeneinanderordnung der verschiedenen Formen jener auf Gräbner beruft, während dieser doch im allgemeinen gerade eine bestimmte chronologische Reihenfolge derselben nachzuweisen sucht. Auch fällt auf, daß Beth dann mit dem Dämonismus beginnt, obwohl er ihn ganz mit Recht nicht für „das eigentliche Kolorit primitiver Religion" (4) erklärt. Weiterhin definiert er den Animismus anders als das sonst üblich ist, nämlich als den Glauben, „daß die Kräfte und Eigenschaften, durch welche gewisse Tiere oder Pflanzen oder Steine sich auszeichnen, von diesen Inhabern auf andere übertragen werden können" (18), wofür er dann den neuen Ausdruck Manaismus einführt. Besonders interessant an dem wertvollen Beitrag sind endlich die Ausführungen über den sog. Hochgott, der wohl verschieden erklärt wird, teils als ursprünglicher Urfahre, teils als „Zusammenfassung aller höchsten Seinskräfte" bzw. „Pleroma der Totems" (28), auch als Gott des Gewitters. So muß namentlich hier doch zwischen den einzelnen Perioden unterschieden werden. — Der Assyriologe Christian will in seiner Darstellung der Religion Assyriens und Babyloniens auch Anu als einen Hochgott und zugleich aus dem Animismus, Ea dagegen aus der „magischen oder emanistischen Weltanschauung" erklären, was kaum ganz einleuchtet; sonst enthält der Vortrag nichts Besonderes. — Über die Religion der alten Ägypter hatte der Ägyptologe Junker geredet, ohne den Vortrag selbst zu Papier bringen zu können; seine Gedanken verwertet Balcz und bringt namentlich in der Beurteilung

1) Vgl. hierzu Imlā Luġāty, S. VII.
2) Vgl. Muhtasar Türkçe Gramer, S. 4, 18.

des Osirisglaubens allerlei Besonderes, aber wohl noch nicht Feststehendes. — Dagegen ist der Philosoph Reininger in seiner Darstellung der Religion der Inder — d. h. nur der „altvedischen Natur(?)religion", der Weltanschauung der Upanischaden und des (ursprünglichen) Buddhismus — von bestimmten, deutlich zu erkennenden, aber nicht mehr durchweg maßgebenden Vorgängern abhängig, ja seine Angaben über die Upanischaden S. 65 und die buddhistischen Gebote S. 78 sind mindestens mißverständlich, die über die Verbreitung des Buddhismus S. 83 direkt verkehrt. — Sehr verdienstlich ist des Sinologen Rosthorn Darstellung der Urreligion der Chinesen, die zwar eben nur diese betrifft, aber sie sehr eingehend schildert und so zum erstenmal eine Entwicklung der chinesischen Nationalreligion aufzeigt. — In anderer Weise eigenartig ist die lehrreiche Schilderung der griechischen und römischen Religion durch den klassischen Philologen Radermacher: sie gilt nämlich derjenigen der kleinen Leute, der Volksreligion, und weist an ihr manche sonst nicht beachteten Züge auf. Zu der neuerdings viel behandelten Frage nach dem ursprünglichen Wesen des Mars nimmt R. in der Weise Stellung, daß er ihn für einen echten Bauerngott erklärt; die „römische Sibylle" S. 110 beruht wohl auf einem Druckfehler. — Der Germanist Much in seiner wertvollen Darstellung der Religion der Germanen will nicht entscheiden, „wieweit" in dem Baldermythus „Einheimisches und Fremdes reicht" (134); was die Verwandtschaft zwischen Prometheus und Loki betrifft, so glaubt er, man brauche hier „nicht notwendig erst an Entlehnung aus der Zeit zu denken, in der Goten an die Kaukasusvölker näher herangerückt waren" (135). — Die Schilderung des Islam durch den Turkologen Krälitz könnte wohl stellenweise etwas kritischer sein; außerdem beschränkt sie sich wieder, von einer kurzen Schlußbemerkung über die Schia abgesehen, auf die ursprüngliche Form dieser Religion. — Dagegen behandelt der Iranist Geiger, dessen Beitrag aus technischen Gründen an den Schluß des Werkes gestellt worden ist — er wurde wohl erst später fertig — die Entwicklung der iranischen Religion, wenigstens bis auf den Manichäismus und Mazdakismus, und unterscheidet in ihrer früheren Geschichte drei Perioden, von denen am eingehendsten die Zeit vor Zarathuschtra geschildert wird. Daran ist wohl nur die Kritik an der Angabe Herodots I, 132, die Perser pflegten beim Opfer kein Feuer anzuzünden, unbegründet, durch die doch schon Strabo (XV, 3, 13ff.), der Herodot hier kopiert, die von ihm gleich nachher erwähnten Feueraltäre offenbar nicht ausgeschlossen gesehen hat. Was die Lehre Zarathuschtras selbst angeht, so leitet G. Ahura Mazdah mit dem indischen Varuna aus urarischer Zeit ab, weist aber die Theorie von Reitzenstein und Schäder zurück, „daß den fünf Abstraktionen Urta, Chšathra, Aromati, Harvatāt und Amurtāt von Anfang an die auch schon im alten Indien vorhandene Lehre von den fünf Elementen zugrunde liegt"; denn „nichts widerspricht der Annahme, daß der Stifter der manichäischen Religion bei seiner Bezeichnung der fünf Elemente an die dem jüngeren Avesta eigentümliche konkrete Auffassung der Amurta Spontas als Gottheiten der fünf Elemente angeknüpft hat" (257). Andrerseits wohl gegen Moulton und Gray bemerkt G.: „ es geht nicht an, alle Vorstellungen, die mit den Lehren der Gāthās nicht im Einklang zu stehen scheinen oder in ihnen nicht vorkommen, den ganzen Vidēvdāt mit seinen oft überaus grausamen Strafen auch für ganz geringfügige Vergehen, seinen oft sehr kleinlichen, ja abgeschmackten Reinheitsgesetzen, die Heilighaltung des Feuers und der Erde, die durch Leichen nicht verunreinigt werden dürfen, das Aussetzen der Leichen zum Fraß für Raubvögel, die mit dieser Art der Leichenbehandlung verbundenen Bräuche und Vorschriften u. dgl. m. samt und sonders der Religion der Magier zuzuweisen" (259). Ich kann, abgesehen von dem letzten Punkt, den doch Herodot selbst so beurteilt, auch dem zustimmen und halte überhaupt G.s Beitrag vielleicht für das Wertvollste an dem ganzen Buch; wenn die andern von verschiedner Bedeutung sind, so ist das ja bei einem derartigen Sammelwerk unvermeidlich. Jedenfalls kann es sich neben ähnlichen Veröffentlichungen mit Ehren sehen lassen und wird schon wegen seines niedrigen Preises weite Verbreitung finden.

Bossert, Dr. H. Th.: **Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker** in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten hrsg. Band I. Berlin: Ernst Wasmuth 1928. (XI, 394 S.) 4°. RM 42 —. Bespr. von Robert Schmidt, Berlin.

Dieser stattliche Band — wieviele ihm folgen sollen, wird nicht gesagt — behandelt bis auf einen einzigen Abschnitt (Kreta-Mykenä) nur die Erzeugnisse von Kulturen, die in der letzt erschienenen Geschichte des Kunstgewerbes (herausgegeben von Gg. Lehnert) überhaupt nicht in Betracht gezogen sind. Mit dem Titelwort „alle Zeiten und Völker" haben Verlag und Herausgeber ein gewaltiges Programm sich vorgenommen. Der vorzüglich ausgestattete erste Band läßt wünschen, daß der Atem für das Ganze nicht vorzeitig ausgeht. Neun Autoren teilen sich in die bisherige

Arbeit: Herbert Kühn schreibt über Eiszeit und Völkerwanderungszeit, F. Adama van Scheltema über das alteuropäische Kunstgewerbe der jüngeren Stein-, Bronze- und vorrömischen Eisenzeit. Dieselbe Periode in Spanien und Portugal behandelt Pedro Bosch-Gimpera, die nordafrikanische Prähistorie Elise Baumgärtel. Hervorragend und von größtem Interesse ist das erst seit kurzem in seiner weiten Verzweigung bekannt gewordene Kunstgewerbe der Skythen, dem Gregor Boroffka eine ausgezeichnete Würdigung zuteil werden läßt. Dem Kunstgewerbe Alt-Italiens, besonders Etruriens widmet Friedrich Matz sehr kenntnisreiche Ausführungen. Der Herausgeber, Helmuth Th. Bossert, zeichnet auch für den Abschnitt über das Kunstgewerbe des ägäischen Kulturkreises (Sardinien, Malta, Kreta, das griechische Festland, Kykladen, Cypern), das meines Erachtens doch eine weit eingehendere Behandlung verdient hätte. Und an diese doch irgendwie untereinander verwandten oder wenigstens sich berührenden Kulturkreise schließen sich dann noch etwas unorganisch an die Abschnitte über das Kunstgewerbe in Australien, in der Südsee und Indonesien von Paul Hambruch, sowie über das der niederen Völker Vorder- und Hinterindiens von Heinrich Meinhard.

Die Behandlungsart der einzelnen Kapitel ist — entsprechend der wissenschaftlichen und künstlerischen Einstellung der verschiedenen Verfasser — sehr unterschiedlich. Daß bei dieser Verteilung des Materials an mehrere Autoren manche nicht unwichtige Gebiete ausgefallen sind, ich nenne z. B. die Prähistorie des Balkans, ist nicht verwunderlich; dafür entschädigen wieder andere ausführlich bearbeitete Gebiete, wie die schon erwähnte Skythenkunst. Bei dem Kapitel über Indonesien usw. scheint mir zuviel über das „Was" geschrieben, es ist eigentlich nur eine Aufzählung der Techniken und der Geräte; hier hätten wir gerne mehr über das Kunstgewerbe (mit Betonung auf der ersten Silbe), über das Ornament, seine Abstammung, Bedeutung und Entwicklung erfahren. Aus der Ethnologie eine Kunstgeschichte zu machen, ist aber sicherlich auch sehr schwer. Alle Abschnitte sind lebendig und lesbar, einzelne vorzüglich geschrieben; die Abbildungen sind ungemein zahlreich, gut gewählt und gut reproduziert. Tiefdrucktafeln und eine ganze Reihe von Farbtafeln ergänzen die Textabbildungen. Dem mutigen Unternehmen ist ein breiter Leserkreis und damit die Möglichkeit eines ununterbrochenen Weiterbaues zu wünschen.

Glotz, G.: La Cité Grecque. Paris: La Renaissance du Livre 1928. (XXII, 476 S.) 8°. = Bibliothèque de Synthèse historique. L'Évolution de l'Humanité, dirigée par H. Berr. XIV. 30 Fr. Bespr. von Fritz Taeger, Tübingen.

Das Werk von Glotz, in einer größeren Sammlung erschienen, deren 3. Sektion die Antike behandelt, wendet sich über die Fachgelehrten hinaus auch an einen weiteren Leserkreis. Henri Berrs Einleitung stellt den Zusammenhang mit den übrigen Bänden noch schärfer heraus als Glotz' gelegentliche Hinweise. Glotz selbst behandelt nach einer knappen Einführung in drei Abteilungen die aristokratische und demokratische Polis sowie den Niedergang der griechischen Stadt.

Eine Anzeige kann nicht auf Einzelheiten eingehen. Gerade der Fachgenosse, der sich mit dem Problem der Polis beschäftigt, wird den Reiz eines Werkes genießen, das bei umfassender Beherrschung der antiken Überlieferung und der modernen Forschung in klarer, oft von farbenreichen Schilderungen belebter Sprache ein Bild der Polis von ihren Anfängen bis zu der Auflösungsperiode im 4. Jahrhundert entwirft. Eine solche Zusammenfassung stellt eine willkommene und wertvolle Ergänzung zu den nach Vollständigkeit strebenden Kompendien wie der „Griechischen Staatskunde" von Busolt-Swoboda dar. Und doch dürfen einzelne Bedenken nicht zurückgehalten werden. Glotz neigt, von Aristoteles beeinflußt, gelegentlich zur Konstruktion und entwickelt gerade über die Anfänge griechischer Geschichte eine Auffassung, welche die Klippen unhistorischer Schematisierung nicht immer meidet, während die späteren Abschnitte durchweg eine besonnene, wahrhaft historische Kritik auszeichnet. Wenn in ihnen noch konstruktive Elemente aufzutauchen scheinen, so trägt der beschränkte Raum die Schuld, der sich dem größeren Rahmen eines Sammelwerkes einzugliedern hat; Glotz selber ist dauernd und erfolgreich bemüht, durch zahllose feinste Einzelbemerkungen auch in zusammenfassenden Charakteristiken dem Entwicklungsprozeß gerecht zu werden. Wer aber wie Glotz die Verbindung zwischen geistiger und staatlicher Entwicklung sucht und sieht, der sollte sich noch entschlossener von traditionellen, vielfach noch klassizistisch bedingten Wertungen freimachen. Vor allem die Frühsophistik, deren Wissenschaftlichkeit gegenüber die Sokratik in mancher Beziehung einen Rückschritt bezeichnet, verdiente eine eingehendere und unbefangenere Würdigung.

Roussell, Pierre: La Grèce et l'Orient des Guerres Médiques à la Conquête Romaine. Paris: Félix Alcan 1928. (IV, 556 S., 2 Kten.) 8°. =

Peuples et Civilisations. Histoire générale, publiée sous la Direction de Louis Halphen et Philippe Sagnac. Vol. II. 50 Fr. Bespr. von Victor Ehrenberg, Prag.

In den letzten Jahren erstehen in den meisten Ländern aus der Zusammenarbeit verschiedener Gelehrter „Weltgeschichten", deren Zahl und Umfang auf die Dauer unmöglich einem wirklichen Bedürfnis entsprechen kann. Man wird es allmählich auch ablehnen müssen, dicke Wälzer wie das vorliegende Buch, das den zweiten Band der unter dem Sammlungstitel „Peuples et Civilisations" zusammengefaßten Histoire générale darstellt, kritisch durchzuarbeiten, da der Ertrag nur sehr selten der angewandten Mühe entspricht. Auch die Darstellung von Roussel und Cloché (der für über 200 Seiten verantwortlich zeichnet und deshalb verdient hätte, auf dem Titelblatt neben R. zu stehen) ist nach keiner Richtung so originell, daß sich eine wirkliche Auseinandersetzung lohnte. Es ist das um so mehr zu bedauern, als die beiden Verfasser als ausgezeichnete Forscher auch bei uns seit längerem bekannt sind. Das Ganze, geschrieben wohl für „gebildete Laien", ist im Stil sachlich und einfach gehalten, trotz beschränkter Ausführlichkeit aber etwas ermüdend, in vielen Teilen recht primitiv und ohne Tiefe. Daß die Verfasser gut Bescheid wissen, versteht sich; den bei weitem besten Abschnitt aber, der in Gestaltung des Stoffs wie in manchen Einzelheiten noch am meisten Eigenes enthält, bildet das vierte Buch, das dem 3. Jahrhundert gewidmet ist; voraus gehen ein erstes Buch über den Konflikt zwischen Persien und Griechenland, ein zweites über das attische Reich, ein drittes über das 4. Jahrhundert. Die äußere Anordnung des reichen Stoffes in zahlreiche kleinere Unterabschnitte ist nicht ungeschickt, auch die überall beigegebenen bibliographischen Übersichten sind gut.

Stärkere Einwände erheben sich — zumal in einer dem Orient gewidmeten Zeitschrift — gegenüber der Ausführung des im Titel des Bandes gegebenen Programms. Der Zeitraum der drei Jahrhunderte von 500 bis 200 v. Chr. umfaßt natürlich in erster Linie griechische Geschichte. Wenn man aber Griechenland und Orient als paritätische Träger des Titels nennt, wie das hier geschehen ist, so bedeutet das ein Programm und eine Verpflichtung, die man nicht damit erfüllt hat, daß man einige Kapitel über den Orient (darunter einige von Grousset über Indien) einfügt. In dem Buchtitel ist das „et" das Wichtigste, und der Forderung, hier die weltgeschichtlichen Zusammenhänge, ja die weltgeschichtliche Einheit zu sehen, kann man nicht durch die oberflächliche Behauptung entgehen, daß „vor dem Eingreifen Roms im Orient die Geschichte Europas und des Mittelmeergebiets noch nicht unter der Form einer universellen Geschichte geschrieben zu werden braucht" (S. 4). Hätte man sich nicht hinter diese billige Weisheit verschanzt (für die übrigens Piganiol, der Verfasser des dritten Bandes dieser Weltgeschichte, verantwortlich ist und die die fast völlige Ausschaltung des Westens begründen soll, aber auch sie nicht wahrhaft rechtfertigt), hätte man statt dessen sich bemüht, das Programm des Titels im Rahmen des Möglichen zu erfüllen, dann wäre bestimmt ein Buch entstanden, das schon durch seine Themastellung höchstes Interesse verdient hätte.

So bleibt nur übrig, noch auf ein paar Einzelfragen hinzuweisen, bei denen z. T. die festgestellte grundsätzliche Haltung des Buches (bzw. ihr Fehlen) das Motiv der Kritik bildet. Ist es richtig, die skythische Expedition des Dareios als „folle aventure" ohne Sinn und Verstand zu bezeichnen, die aus der durchaus realistischen Politik des großen Perserkönigs völlig herausfällt (S. 42)? Man wird diesem seltsamen Unternehmen nur gerecht, wenn man es als Teilversuch, Ägäis und Schwarzes Meer zu umfassen, zugleich und damit als notwendigen Grenzkampf betrachtet, der, wie Ed. Meyer gesehen hat, einen Rückenangriff gegen die unruhigen Völker des kaspisch-pontischen Gebiets darstellte, dessen Ausmaße allerdings infolge mangelnder geographischer Kenntnisse der Perser vorher nicht richtig eintaxiert werden konnten. — Ist der athenische Ostrakismos wirklich Fortsetzung und Auswirkung jenes uralten religiösen Brauchs, daß man den Sündenbock in die Wüste schickte (S. 51)? — War der Kampf zwischen Persien und Hellas wirklich „nicht notwendig" (S. 58)? Das persische Weltreich konnte gerade dieses unruhige, aufsteigende Volk nicht an seinen Grenzen dulden, Expansionswille des Großreichs stieß auf Expansionszwang der ägäischen Engräumigkeit. Dazu war Herrschaft über Kleinasien unmöglich ohne Besitz der Westküste mit ihren Griechenstädten, und ebenso konnte die Herrschaft über diese ohne das ägäische Meer nicht bestehen, die Einheit der griechischen Ägäis zwang die Perser zu einem Alles oder Nichts. Erst die sinkenden politischen Kräfte des 4. Jahrhunderts ließen die Klarheit dieser Problematik allmählich verschwimmen. — Ein richtiger Hinweis scheint es mir zu sein (S. 175), daß der Peloponnesische Krieg, also der Krieg zwischen Sparta und Athen, in gewissem Sinne die Revanche des Perserkriegs darstellt. Leider wird dieser wesentliche Gedanke nicht weiter-

gedacht, bleibt ein Aperçu, das die eigentliche Darstellung des Krieges nicht beeinflußt. — Es ist klar, daß das Verhältnis von Griechentum und Orient im Hellenismus auch als weltgeschichtliches Problem dem Verf. nicht entgehen konnte. Da er nur noch das 3. Jahrhundert behandelt, erscheint das Problem notwendig noch überwiegend von der griechischen Seite aus. Aber hier gibt ein Epilog (S. 521ff.) immerhin den Ausblick, der die notwendige Ergänzung bringt. Die letzten Sätze des ganzen Buches deuten an, wie in baldiger Zukunft der allzu rationale Hellenismus vor der Macht des östlichen Irrationalismus, der östlichen Religionen die Waffen strecken muß. Vielleicht wird man einwenden, daß sich hier ein ungeheuer komplexer und verwickelter Prozeß zu einfach spiegelt. Indessen muß man doch sagen, daß damit das Thema des Buchtitels so klar wie kaum irgendwo sonst auf den über 560 vorausgehenden Seiten angeschlagen wird, und so der Band im Sinne der durch den Wortlaut des Titels gestellten Aufgabe wenigstens abschließt.

Romein, Jan: Byzantium, Geschiedkundig overzicht van staat en beschaving in het Oost-romeinsche Rijk. Zutphen: W. J. Thieme & Cie. 1928. (XII, 316 S., 35 Taf., 6 Ktn.) 8°. fl. 4.90; geb. fl. 6.50. Bespr. von Wilhelm Ensslin, Marburg a. L.

Im Verlauf des letzten Jahrzehnts haben so gute Kenner der byzantinischen Welt wie A. Heisenberg, Ch. Diehl und N. H. Baynes sich der Aufgabe unterzogen, in knapper Zusammenfassung einem größeren Leserkreis Wesen und Wirken des byzantinischen Reiches und seiner Kultur zu vermitteln. Ihnen schließt sich jetzt Jan Romein mit seinem Buch Byzantium an, in dem er sich die Aufgabe stellte, in einer Übersicht an der Hand der Ergebnisse, welche die Byzantinistik in den letzten beiden Generationen gewonnen hat, ein Bild von Staat und Gesellschaft des oströmischen Reiches zu umreißen. Mit dem Titel knüpft R. an das Buch seines Landsmannes D. Hesseling an, das zuerst 1902 erschienen ist, will aber über dessen zumeist literar- und kulturgeschichtliche Zielsetzung hinaus seine Aufmerksamkeit auch der politischen und der Wirtschaftsgeschichte zuwenden.

R. beginnt seine Darstellung mit der Gründung Konstantinopels und schließt mit einem Abschnitt „von Konstantinopel zu Stambul", umfaßt also die Zeit von Konstantin bis zur Eroberung der Hauptstadt durch die Türken. Dabei will mir der Ansatz des Beginnes der byzantinischen Geschichte mit der Gründung der Konstantinsstadt, wobei R. sich freilich auf das Beispiel anderer berufen kann, nicht zusagen. Wohl wird niemand der Neugründung Konstantins ihre Bedeutung absprechen, aber sie ist doch neben vielem anderen nur ein Symptom des Neuen. R. verbaut sich so gerade für sein erstes Kapitel „Von Rom bis Byzanz" den freien Überblick über die Zusammenhänge der Entwicklung, die aus der Zeit des ausgehenden Prinzipates zu der mit Diokletian einsetzenden Neuordnung hinüberführten. Wohl hat auch R. gelegentlich die Bedeutung Diokletians für die Verwaltungsordnung anerkannt, aber bei dem von ihm gewählten Ausgangspunkt wirkt die diokletianisch-konstantinische Neuordnung viel zu sehr als Neuschöpfung. Bleiben wir gleich bei der weiteren von R. gegebenen Periodisierung. Er läßt nach dem Abschnitt „Von Rom bis Byzanz", den wir also wohl der spätrömischen Zeit gleichsetzen dürfen und den R. bis auf die Anfänge des Kaisers Herakleios herabführt, im 2. Kapitel „Das eigentliche byzantinische Reich" bis auf Basileios II., den Bulgarentöter, folgen. Nach drei der Geschichte der Gesellschaft, der Kirche und des Geisteslebens gewidmeten Abschnitten fährt er in der politischen Geschichte mit dem 6. Kapitel „Das mittelbyzantinische Reich" fort und läßt es bis auf die Zeit des Nikephoros III. Botaneiates, bis 1081, reichen. Das 7. Kapitel ist dem „Zeitalter der Komnenen" gewidmet. Nach einem 8. Kapitel „Intermezzo", das die Geschichte des lateinischen Kaisertums enthält, folgt mit dem neunten „Das spätbyzantinische Reich" die Palaiologenzeit bis zum Untergang. Aus der Einführung der Begriffe „mittelbyzantinisch" und „spätbyzantinisch" folgt für uns, daß R. die Zeit von Herakleios bis auf Basileios II. als frühbyzantinisch faßt. Da er aber auch die drei Jahrhunderte von Konstantin bis Herakleios mit in sein „Byzantium" einbezog, so muß doch auch diese Periode irgendwie mit unter das Frühbyzantinische fallen. Dann aber ist die starke Scheidung, die R. durch den Titel seines zweiten Kapitels dem einleitenden gegenüber vollzieht, wieder nicht recht mit einer Periodisierung in Einklang zu bringen, die doch bis auf Basileios II. herunter alles dem „Mittelbyzantinischen" gegenüberstellt. Wir brauchen zweifellos für die Gliederung eines Zeitraumes von über einem Jahrtausend eine Periodisierung, und die Terminologie „früh-, mittel- und spätbyzantinisch" wird die Praxis nicht entbehren wollen. Aber ihre Anwendung und Scheidung muß nach inneren Gründen suchen. Und da scheint mir die Scheidung, die E. Stein in den „Mitteilungen

zur osmanischen Geschichte" 2, S. 1 ff. gegeben hat[1], am besten gelungen. Stein nennt frühbyzantinisch die Zeit bis auf Herakleios — dieselbe Zeit, die vom Altertum her als spätrömisch bezeichnet werden kann —, mittelbyzantinisch die Zeit bis zum Aufkommen der Komnenen, spätbyzantinisch die Periode von 1081 bis zum Ende. Bei dem Auf und Ab der machtpolitischen Gestaltung erscheint es wenig praktisch, hier die Anhaltspunkte für eine Periodisierung zu suchen. Wohl aber haben wir in der sozialen Struktur, im Wirtschaftsleben, in der Geistesgeschichte Anhaltspunkte genug, die die Komnenenzeit ebenso sehr von der vorhergehenden Zeit unterscheiden wie mit der folgenden verbinden. Und das scheint doch auch R. irgendwie gespürt zu haben, wenn er von seinem mittelbyzantinischen Kapitel die Komnenenzeit abtrennt. Freilich um so weniger kann dann seine Einschränkung der Begriffe „mittelbyzantinisch" und „spätbyzantinisch" gefallen. Wenn wir uns bei diesen scheinbaren Äußerlichkeiten etwas länger aufgehalten haben, so deshalb, weil eben die heutige intensivere Beschäftigung mit der byzantinischen Geschichte wünschen läßt, daß doch über die Periodisierung, gestützt auf innere Gründe, Einigung erzielt würde.

R. hat die ganze byzantinische Geschichte in seinem Buche dargestellt, und zwar bei straffer Zusammenfassung gut lesbar dargestellt. Im ganzen hat R. dabei mit Geschick die Verteilung des gewaltigen Stoffes nach seiner wirklichen Bedeutung vollzogen. Mitunter mag das Streben nach Kürze gewisse Ungenauigkeiten hervorgerufen haben und hat sicher im ersten Kapitel das Außenpolitische zu einseitig in den Vordergrund gerückt und so das innere Werden nicht mit der Deutlichkeit aufgezeigt, die gerade dann besonders nötig erscheint, wenn sich eben doch R. als Leser nicht bloß Fachhistoriker denkt. Das Bemühen, gewisse Höhepunkte der politischen Entwicklung mit einer besonderen Note in der Darstellung zu versehen, führte gelegentlich zu unhaltbaren Formulierungen, so, wenn R. anknüpfend an die Niederwerfung des Nikaaufstandes unter Justinian I. sagt: „aus dem Blut der gefallenen Opfer und auf dem Zusammenbruch der Volksfreiheiten wird die absolute Monarchie geboren, wie sie wohl Asien, aber noch nicht Europa gekannt hatte". Neben der politischen Geschichte sind die Abschnitte, die er dem Aufbau der Gesellschaft, der Kirche und dem geistigen Leben widmet, nicht weniger gut. Nur hat er sich m. E. dadurch, daß er im ersten dieser zusammenfassenden Kapitel mit den Unterabschnitten „Kaiser, Hof und Regierung, Adel, Senat und Großgrundbesitz, Bauern, Bürger und Proletariat, Handel, Industrie und Verkehr, Verwaltung, Bürokratie und Finanzen, Diplomatie, Heer und Flotte" die Verwaltung und was damit zusammenhängt so weit vom Kaiser trennt, etwas den Eindruck der Geschlossenheit, der doch gerade hierin dem Betrachter immer wieder entgegentritt, beeinträchtigt. Die Verwaltung ist so von ihrer natürlichen Beziehung zum Kaiser und zum Adel, der weithin mit der hohen Beamtenschaft eine Einheit darstellt, losgelöst. Auch ist die Kürze, mit der R. hier verfahren ist — er empfindet das selber —, diesem Kernstück byzantinischen Wesens nicht gerecht geworden und wird dem Laien kaum zum Verständnis verhelfen. Auch kann ich mich nicht entschließen, mit R. und seinen Vorgängern im Kaiser den Priesterkönig zu sehen. Man mag immerhin soweit zustimmen, daß die übermenschliche Sphäre, in die der byzantinische Kaiser erhoben ist, ein Nachklang und eine Fortwirkung des Kaiserkultes ist, und wird doch nicht leicht von Gottgleichheit des Herrschers reden. Mit dankenswerter Klarheit wird das Verhältnis von Staat und Kirche und die Auseinandersetzung des Ostens mit Rom in kirchlichen Fragen geschildert, auch Mönchswesen und Sekten kommen zu ihrem Recht. In dem Kapitel über das geistige Leben gibt R. zunächst ein Bild von Art und Bedeutung des byzantinischen Unterrichtswesens, behandelt dann die Entwicklung von Recht und Rechtsgelehrsamkeit, um nach zwei recht ausführlichen Abschnitten über Geschichts- und Chronikschreiber sich der übrigen Literatur zuzuwenden. Über die Auswahl des hier Gebotenen mag man streiten; R. hat dabei hauptsächlich vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus gewählt. In dem Abschnitt über die Kunst berührt R. eingangs die umstrittene Frage nach Herkunft und Wirkung der byzantinischen Kunst, ohne klar Stellung zu nehmen, obwohl dem Leser besonders auch in diesem Teil das selbständige Urteil des Verfassers und die glückliche Gabe feinsinniger Formulierung der Gedanken entgegentreten wird. Wo man hier und sonst in Einzelheiten nicht mit R. übereinstimmen kann, müßte sich vielfach eine Auseinandersetzung mit der von R. benützten Literatur ergeben, wozu hier nicht der Ort ist. Übrigens hat es R. in der recht umfangreichen Literaturübersicht, die er am Schluß zu dem Ganzen und zu den einzelnen Abschnitten

1) Vgl. auch Gnomon 4, S. 410 ff.

hinzufügt, einem durch Kennzeichnung der betreffenden Werke leicht gemacht, die besonders von ihm zu Rate gezogenen Autoren zu erkennen.

Ein Wort noch zum Schlußkapitel „Probleme". Nach einem Überblick über Fortschritt und Ausbreitung der Byzantinistik stellt er die Frage nach den Gründen dafür, daß heute ein so viel stärkeres Interesse für die byzantinische Geschichte vorhanden ist als früher. Neben der politischen Gestaltung in den Balkanländern und der Bedeutung, die der nahe Orient in der europäischen Politik gehabt hat, glaubt R. ein allgemein gesteigertes Interesse für alles, was aus dem Osten kommt, feststellen zu sollen. Ob er aber auch mit der Meinung Anklang finden wird, daß eine tiefe Unzufriedenheit mit der heutigen Staats- und Gesellschaftsform, die keineswegs mehr als die selbstverständliche und allein mögliche erscheine, eine Hinwendung zu Byzanz, dem Ausdruck eines ganz anderen Staatsbegriffs, zur Folge habe, möchte ich doch bezweifeln. Wichtig erscheint die auch von ihm erhobene Forderung nach einer eingehenden Behandlung der Geschichte der Palaiologenzeit, von der er sich Aufhellung der Frage des Zusammenhangs der Renaissance mit Byzanz verspricht, vor allem aber auch die Möglichkeit, das Entstehen gewisser kapitalistischer Organisationsformen, die im allgemeinen als italienischen Ursprungs gelten, aufzuhellen.

Die schon erwähnte nützliche Literaturübersicht, Herrscherlisten, alle Kaiser, aber auch die wichtigen Herrscher der Nachbarländer und Patriarchen umfassend, dazu 6 Kartenskizzen erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Das sorgfältig ausgewählte und sauber ausgeführte Bildermaterial steigert die Freude an einem klugen, geschickt geschriebenen Buch, das sich in der Reihe derer sehen lassen darf, die dieselben Zwecke verfolgen. Daß R. aber dem sonst so schön ausgestatteten Buche keinen Index beigegeben hat, ist mehr als ein bloßer Schönheitsfehler.

Kohn, Hans: **Geschichte der nationalen Bewegung im Orient.** Mit 16 Skizzen. Berlin-Grunewald: Kurt Vowinckel 1928. (XI, 377 S.) gr. 8°. RM 24—. Bespr. von Georg Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Der Orient ist der dem zionistischen Verf. nahestehende vordere Orient, in den er Indien einbezieht. Da er ferner in einem besonderen Kapitel die russische Revolution und ihre Beziehungen zum Orient behandelt, so wird er hier sogar dazu geführt, auch die nationalen Umwandlungen in China zu behandeln (S. 124 bis 135). Einem Geleitwort von Professor Karl Haushofer und einem Vorwort folgen I. Einleitung. II. Reform und Renaissance im Islam. III. Der Panislamismus. IV. Die religiöse Renaissance in Indien. V. Großbritannien und der Orient. VI. Die russische Revolution und der Orient. VII. Die nationale Bewegung in Ägypten. VIII. Der türkische Nationalismus. IX. Das neue Arabien. X. Wandlungen in Persien und Afghanistan. XI. Das Erwachen Indiens. XII. Das neue Bewußtsein in Indien. Einem kurzen Schlußwort folgt dann zunächst eine „Übersetzung fremdsprachlicher Zitate" (S. 341—342, 11 englische und 2 französische Zitate), dann S. 343—358 eine Bibliographie und endlich S. 359—377 ein von Dr. Karpelesz in Wien zusammengestelltes Namenregister.

Ein nationenwissenschaftliches Studium, wie Anton Palme es gefordert hat, hat eine unmittelbare wissenschaftliche Grundlage nur dann, wenn es aus den Originalquellen der Nation schöpft, deren Verhältnisse untersucht werden. Solche Quellen sind in wenigen Einzelfällen in anderen Sprachen als der der Nation redigiert oder in sie übersetzt; der Hauptsache nach ist der Forscher auf eine gründliche eigene Kenntnis der Sprache der behandelten Nation angewiesen. Hat er solche Sprachkenntnis nicht, so ist er gezwungen, großenteils aus zweiter Hand zu schöpfen. Die Darstellungen, denen er folgt, können dann gut und schlecht sein. Das von Hans Kohn bearbeitete Gebiet ist so umfassend, daß man von vornherein die von uns geforderte Sprachkenntnis und Ausschöpfung originaler Quellen bei dem Verf. nur für beschränkte Teilgebiete erwarten kann. Ein genaues Studium des Buches und der am Schluß gegebenen Bibliographie zeigt indessen, daß der Verf. für keines der Teilgebiete — auch nicht, wie weiterhin zu zeigen sein wird, für das arabische Gebiet, in dem er lebt, — eine unmittelbare Quellenkenntnis besitzt. Prof. Haushofer irrt, wenn er in der ersten Zeile seiner „Einführung" Hans Kohns Darstellung als ein „sowohl auf morgenländischer wie abendländischer Quellenkenntnis beruhendes Werk" charakterisiert, und wenn er weiterhin von der „staunenswerten Quellen- und Sprachkenntnis" des Verf. spricht. Eine Kenntnis des Englischen und Französischen darf nicht als staunenswert gelten. Liegt nun ein solcher Mangel vor, so hat derjenige, der quellenmäßige Unterrichtung sucht, einesteils Hans Kohns Darstellung nachzuprüfen, andernteils sich nach Möglichkeit selber nach Originalquellen umzusehen. In ersterer Hinsicht ist es ein starker Mangel des Buches, daß nirgends in Anmerkungen die Stellen, auf die die einzelnen Ausführungen

oder Aushebungen zurückgehen, angegeben sind. In der anderen Hinsicht ist man enttäuscht dadurch, daß der Verf. von seiner sonst ja teilweise recht reichhaltigen Bibliographie gerade dokumentarische Quellen ausgeschlossen hat. Ausdrücklich sagt er S. 343, daß er die offiziellen Publikationen (darunter die Berichte der englischen Kolonialverwaltungen und die dem englischen Parlamente vorgelegten Dokumente) „sowie die von den nationalen Parteien der betreffenden Länder herausgegebenen Memoranden" usw. nicht aufgeführt hat. Aber gerade dies dokumentarische Material, das man — auch die offiziellen englischen Dokumente! — auf unseren Bibliotheken fast ausnahmslos vergeblich sucht, müßte so vollständig und so genau als möglich verzeichnet werden, um ergänzenden Forschungen den Weg zu bereiten. Wertvolles dokumentarisches Material findet sich auch in einer Anzahl von Zeitschriften; auch diese werden nicht verzeichnet. Nur der „Oriente Moderno in Rom" und die „Revue du Monde Musulman in Paris" werden erwähnt, aber eben nur erwähnt, mit eben den wenigen von uns mitgeteilten Worten.

Von der Darstellung an sich ist viel Gutes zu sagen. In der Tat vereinigt Hans Kohn, wie Haushofer mit Recht sagt, Überschau und Tiefblick in seltenem Maße. Von seinem Weitblick zeugen schon die lehrreichen Kartenskizzen, welche die großen Zusammenhänge und Richtungen politischer, wirtschaftlicher und geistiger Kräfte zur Anschauung zu bringen suchen (so: Schicksalsgebiete der gegenwärtigen Weltpolitik; Ausbreitung und Einfluß des Wahhabismus; Die Ausbreitung des Babismus; Britische Reichsstraßen; Erdölfelder im Osten; Sowjetstaaten im Orient; Die Expansionspolitik Ägyptens usw.). Hans Kohn redet auch ehrlich und offen. Nicht nur spricht er von „schamlosem" Vorgehen der europäischen Mächte in China (S. 134) und zitiert vernichtende Urteile über den ruchlosen Opiumhandel, den englische Kaufleute, Kapitalisten, Politiker und Staatsmänner auf ihrem Gewissen haben. Nicht nur ist das Kapitel „Großbritannien und der Orient" ein Muster sachlicher, unbeeinflußter, klarer Darstellung. Auch in der Darstellung der nationalen Bewegung in Ägypten bemäntelt Hans Kohn nicht die Handlungsweise Englands. Man erhält ein im Ganzen zutreffendes Bild von den Grundlagen und dem Verlauf der Entwicklungen in diesem Brennpunkt des Zusammenstoßes zwischen europäischem Imperialismus und nationalem Willen des Orients. Nur daß die inneren Kräfte und Leistungen des ägyptischen Nationalismus, je näher der Gegenwart, um so weniger ausreichend dargestellt sind. Das liegt eben daran, daß je näher der Gegenwart, um so weniger zusammenfassende Vorarbeiten vorlagen, und Hans Kohn eben, auch auf dem Gebiet des arabischen Orients, keine Kenntnis originaler Quellen hat. Wir erhalten keine Vorstellung von der Frauenbewegung, keine von den nationalen Leistungen in dem von England 40 Jahre hindurch so vernachlässigten Unterrichtswesen, keine von den nationalen Leistungen in andern von England ebenso vernachlässigten Zweigen der Volkswohlfahrt, der Hygiene, der sozialen Fürsorge usw., keine vom nationalen Rechtswesen in Ägypten, keine von der aufblühenden Literatur, keine von der Presse usw.

Die mangelnde Kenntnis der Originalquellen zeigt sich in bösen Fehlern, so wenn Kohn regelmäßig (an vielen Stellen) von dem berühmten ägyptischen Führer als von Mustafa Kemal spricht, wenn bei ihm Ali Pascha Scharabi auftritt (der jetzt verstorbene Gatte der großen ägyptischen Frauenrechtlerin Hudā Schaʿrāwī, von der Kohn nichts zu sagen hat), und wenn er schreibt: „Der Achwan, die Brüderschaft, die" S. 25), „im Achbar" (S. 169), „Hasb-el-umm" = Volkspartei (S. 156), „Hisb el Hurr" = Partei der Freiheit (S. 243) „Al Arwah al Mutamarrada" (S. 217). Druckfehler kommen im Buch ja allerlei vor — auch neckische, wie Emil Richani im Index, im Text richtig —, aber bei den soeben ausgehobenen Fehlern kann man nicht gut an Druckfehler denken.

Nun wird ja im Buch auch (S. 217—218) je eine Stelle aus Amīn ar-Rīḥānī, Farah Anṭūn und Ḫalīl Ǧibrān in Übersetzung mitgeteilt. Man kann nur annehmen, daß dem Verf. diese Stellen von anderer Seite mitgeteilt sind, und man kann nur sagen: Diese Stellen sind sehr lehrreich, und um wie vieles wertvoller würde Kohns Buch sein, wenn er in ähnlicher Weise umfassend aus Originalquellen geschöpft hätte!

Bei seiner mangelnden Fühlung mit den Originalquellen hätte der sonst ja behutsam und gerecht urteilende Verf. in einigen allgemeinen Urteilen, die ihm unterlaufen, zurückhaltender sein sollen, so S. 165: „Die einsichtigsten unter den ägyptischen Führern, und ihre Zahl ist gering", oder S. 172, wo er von dem „im vorderen Orient fehlenden Geist der sozialen Pflege und Verantwortung" spricht. Auch gegenüber manchen andern seiner großzügigen Klassifizierungen und Beurteilungen muß man skeptisch sein. In Ägypten dreht sich ihm alles um den Gegensatz von Demo-

kratie und Despotismus. Es handelt sich hier aber viel mehr um den Gegensatz von fremdem Druck und nationalem Leben. Er spricht weiter von einer „Übernahme des Prinzips des politischen Nationalismus und der bürgerlichen Demokratie von Europa" (S. 2, entsprechend an andern Stellen). So wenig die Kämpfer der deutschen Befreiungskriege ihren Patriotismus von den Römern übernommen haben, so wenig hat man in Ägypten ein nationales Prinzip von Europa übernommen, sondern der nationale Wille ist auch hier von innen heraus, unter dem Einfluß fremden Drucks, selbständig gewachsen.

Der „Einfluß des Wahhabismus" ist durch die schematische Kartenskizze S. 24 und die nebenhergehende Darstellung doch wenig ausreichend gezeichnet. Wo bleibt die tiefe Einwirkung auf die Gemüter der heutigen arabischen Jugend in Syrien? Uns wird auch die Ausbreitung des Babismus und der Aḥmadīja, bis nach Europa und darüber hinaus, in ihrer äußeren Entwicklung dargestellt. Lernen wir diese Ausbreitung damit verstehen? Von der Moschee der Aḥmadīja in Berlin ist nicht die Rede, auch nirgends von den unterirdischen Kräften und Einflüssen, die bei der Ausbreitung jener „Bewegungen" doch wohl eine wesentliche Rolle spielen.

Auffallend mager ist Kohns Darstellung der arabischen nationalen Bewegung in Palästina. Nachdem er auf 3 Seiten (S. 237—239) eine knappe, gute Skizzierung des Zionismus gegeben hat, spricht er auf einer Seite von der durch die Araber zur „Verteidigung ihrer nationalen Ansprüche" gebildeten Organisation. Die britische Mandatsverwaltung in Palästina tut er auf 7 Zeilen ab. Das Bild, das man von den Verhältnissen in Palästina erhält, ist durchaus unzureichend. Man kann die Zurückhaltung des Verf.s in bezug auf die ihn so nahe angehenden Verhältnisse eines Landes, in dem die Araber den ihnen aufgezwungenen Zionismus restlos ablehnen, wohl verstehen. Aber hat dann Haushofer recht, wenn er in seiner Einführung sagt (S. IX/X): „Nur ein Mann, der aus einem Lager stammt, das — janusköpfig — Orient und Okzident übersieht, kann beiden so gerecht werden, wie ein Mensch der Gegenwart dem Werdenden gegenüber gerecht zu sein vermag"?

Ein solcher Mann kann sehr Gutes leisten, wie es Hans Kohn getan hat, er kann klug, weitschauend, tiefblickend sein und umfassende Materialien in guter Darstellung verarbeiten. Er kann dennoch behindert sein, wie es Hans Kohn gewesen ist. Ja, er muß es sein, selbst wenn er auf solcher Höhe steht, wie Hans Kohn, und selbst wenn er tief aus Originalquellen schöpfen würde, wie es Hans Kohn nicht getan hat, denn er ist und bleibt Partei. Gerade einem Mann, der aus Hans Kohns Lager stammt, wird es besonders schwer, der nationalen Bewegung der Araber gerecht zu werden. Und wir meinen, daß auch ein Mann, der nicht aus dem Lager Hans Kohns stammt, ja der vielleicht aus gar keinem „Lager" stammt, Orient und Okzident zu übersehen und beiden gerecht zu werden vermag, sofern er den Orient nationenwissenschaftlich, d. h. auf grund lebendiger Fühlung mit ihm und auf grund genauer Kenntnis seiner Sprache, studiert.

Wir hoffen, daß dem anregenden Buche Hans Kohns andere Darstellungen zur Geschichte der nationalen Bewegung im Orient folgen werden. Wenn solche Darstellungen ein Teilgebiet behandeln, z. B. den arabischen Orient, oder auch von diesem nur einen Teil, so wird um so eher eine wirklich quellenmäßige Darstellung möglich sein und ein wirklich zutreffendes und ausreichendes Bild der Verhältnisse gezeichnet werden können, dem dann unsere Presse und unsere Staatsmänner, denen Haushofer Kohns Buch empfiehlt, ihre besondere Beachtung nicht vorenthalten mögen.

Pope, Arthur Upham: **Catalogue of a Loan Exhibition of early Oriental Carpets,** from Persia, Asia Minor, the Caucasus, Egypt and Spain. Chicago: The Arts Club of Chicago 1926. (122 S., 49 Taf.) 4°. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Dieser Katalog behandelt eine Wanderausstellung, welche in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten gezeigt wurde, und ist in erster Linie für ein großes Publikum bestimmt. Indessen gibt der Verfasser nach einer guten Einleitung eine sorgfältige, fachmännische Beschreibung von 55 fast sämtlich hervorragenden alten Knüpfteppichen aus dem Besitz von Sammlern und Händlern in Amerika und Europa. Seine Darstellung ist von Liebe, ja Begeisterung für sein Thema getragen, und es wird ihm vielleicht nicht jeder folgen wollen, wenn er z. B. (S. 59) von „a certain epic and heroic grandeur" eines persischen Vasenteppichs spricht.

In der Einleitung legt Verf. die Unterschiede zwischen hochwertigen und niederen Fabrikaten, zwischen persischen, türkischen und kaukasischen Teppichen dar und geht dann auf die chronologische Bestimmung ein. Aus dem XV. Jahrh. sind größere Teppiche nur aus Spanien, kleinere Stücke aus Anatolien noch vorhanden; vom XVI. Jahrh. sind alle die drei vorgenannten Kategorien in hervorragenden

Exemplaren vertreten; im XVII. nimmt die Originalität der Schöpfung ab, und die Muster beginnen zu degenerieren, doch sind Material und Technik in Persien noch ausgezeichnet. Im XVIII. Jahrh. ist ein allgemeiner Niedergang des Könnens der Teppichknüpfer festzustellen. Daß die Handgeschicklichkeit auch heute nicht verloren gegangen ist, beweist Pope durch die Beschreibung eines modernen persischen Seidenteppichs, der nicht weniger als 2500 Knüpfungen auf den Quadratzoll aufweist, an Komposition und Farben freilich seinen alten Modellen nicht nahekommt.

Verf. wendet sich dann gegen die Vorliebe der Laien für matte Farben, die fälschlich als ein Zeichen für das Alter der Teppiche angesehen werden, und gegen die Manie, in den Teppichmustern eine mystische Symbolik zu suchen. Er erörtert sodann die Schwierigkeiten der Identifikation von alten Teppichen und erinnert daran, daß in den letzten Jahrzehnten bereits eine Reihe von Irrtümern berichtigt werden konnte. So z. B. konnte F. R. Martin nachweisen, daß die sogenannten Ispahans aus Herat stammen, Fr. Sarre, daß die „Damaskus"-Teppiche in Ägypten angefertigt worden sind, und Pope selber, daß die „armenischen" Drachenteppiche im Ostkaukasus geknüpft wurden. Bisher konnte nur etwa ein Dutzend Typen aufgestellt werden und man kennt die Namen von nur zwei persischen Teppichkünstlern des XVI. und von einem des XVIII. Jahrhunderts. Gewisse Tierteppiche ähneln dem Stil des pers. Miniaturmalers Sulṭān Muḥammad (Kühnel, Pope). Einige fünfzig andere Typen sind vorläufig nach ihrer Herkunft in keiner Weise endgültig zu bestimmen. Die Textur ist jedenfalls ein wichtigerer Wegweiser als das Muster, das bekanntlich oft von einem Ort zum anderen wandert.

Es folgt die Beschreibung und meistens auch Abbildung der 55 Teppiche. 5 sind nordwestpersische, darunter ein Medaillonteppich aus der Moschee in Ardebīl, Seitenstück zu dem berühmten des Victoria-and Albert-Museums in London, vollendet in Kāschān 1539. 6 sind ostpersisch, 4 westpersisch, 9 mittelpersisch, darunter ein Mrs. Edith Rockefeller-McCormick gehöriger Ǧōšaġān-Ġālī, den Pope für das beste Stück der ganzen Ausstellung hält. 5 Ispahans von der als Polenteppiche bekannten Kategorie sind vertreten, ferner 7 ostkaukasische und 15 westanatolische Stücke, ein ägyptischer und zwei spanische Knüpfteppiche. Die photographischen Wiedergaben der Stücke sind nicht gleichmäßig gut, was der Verf. mit der Kürze der Vorbereitungszeit entschuldigt. Die Wiedergabe der Töne auf den 4 Farbentafeln kann nicht als gelungen bezeichnet werden. Wir sind in dieser Hinsicht durch die Publikationen von Sarre, Kühnel, Volbach u. a. sehr verwöhnt.

Ägyptologie.

Pieper, Max: Die große Inschrift des Königs Neferhotep in Abydos. Ein Beitrag zur ägyptischen Religions- und Literaturgeschichte. Leipzig: J. C. Hinrichs 1929. (78 S., 9 Ktn.) gr. 8° = Mitteilungen der Vorderas.-Ägypt. Gesellschaft, 32. Bd., 2. Heft. RM 6.50. Bespr. von Walther Wolf, Leipzig.

Die Stele des Neferhotep ist einst von Mariette bereits in schwer lesbarem Zustande aufgefunden worden und dann an Ort und Stelle verkommen, so daß heute in Kairo, wo sie sich nach Breasted, Anc. Rec. IV, 753, jetzt befindet, kaum mehr etwas Wesentliches gewonnen werden kann. Der heutige Bearbeiter muß daher von Mariettes sehr schlechter Ausgabe ausgehen. Er sieht sich also vor die doppelt schwierige und in gewissem Sinne auch undankbare Aufgabe gestellt, nicht nur ein sehr bruchstückhaft erhaltenes Denkmal zu interpretieren, sondern auch die zahlreichen Fehler des Mittlers, der uns die einzige Kunde von ihm gebracht hat, zu beseitigen. Es ist nur billig, diese besonderen Schwierigkeiten bei der Beurteilung der vorliegenden Arbeit anzuerkennen.

Die wichtigste Aufgabe für den Verfasser war also die Herstellung des Textes. Der Ausgabe Mariettes liegt neben der eigenen Abschrift auch eine solche von Dévéria zugrunde, die sich heute in der Bibliothèque Nationale in Paris befindet. Es ist sehr schade, daß Verf. sie nicht in die Hand bekommen hat, um sie für seine Zwecke heranzuziehen. Herr Prof. Wiedemann, der seinerseits vor Jahren eine Abschrift der Dévériaschen Kopie hergestellt hat, hat sie mir freundlichst zur Verfügung gestellt, und da ergibt sich, daß sie in manchen Punkten vorteilhaft von der Marietteschen Ausgabe abweicht. Eine eingehende Bearbeitung würde sicherlich an einer Anzahl von Stellen zu neuen, besseren Lösungen führen. Auch da, wo Dévéria Lücken angibt, während Mariette einen Text hat, wird man diesem Texte mehr mißtrauen, als es zuweilen vom Verfasser geschehen ist. Schon bei einem einmaligen Vergleich ergaben sich mir einige Verbesserungen, durch die sich der P.sche Kommentar erübrigt:

§ 2 ist doch *nfrw.f* zu lesen; § 3 *rḫ.j nṯr* statt *rḫ nṯr*, wie es auch Anfang § 4 dasteht (von P. nicht bemerkt); ferner *pśḏ.t m nṯrw.śn* = die Neunheit in ihren Göttern; § 8c *ḏdj wrt* (wie P. vermutete), *Wnn.nfr* (mit dem geforderten Doppel-n); § 8d *r wpt.f* statt des ergänzten *r dhnt.f*; § 13 *nśm.t* ohne die Pluralstriche; § 19 *ib.f*, wie P. vermutete; § 23 *rdj.nf nj* statt *rdj.f nj*. Wie gesagt, ließe sich bei genauer Durcharbeitung diese Liste vermehren und auch eine bessere Lösung fraglicher Stellen erzielen.

Den gewonnenen Text hat P. dem Sinne nach in Abschnitte zerlegt und diese einzeln

behandelt. Er beginnt jeweils mit der Transkription. Auch wer sich die Mühe gemacht hat, die recht reichlich ausgefallene Verbesserungsliste nachzutragen und sich auch mit der summarischen Erklärung zufrieden gibt, daß nicht nur *ỉ* und *j*, *s* und *ś* „nicht planmäßig verteilt sind", sondern alle vier h-Laute beliebig vertauscht sind, wird noch eine erkleckliche Anzahl falscher Transkriptionen ohne Mühe zusammenfinden, die an der Solidität der Arbeit starke Zweifel aufkommen lassen. Grundsätzlich möchte ich betonen, daß eine Transkription doch nur dann Sinn hat, wenn sie sich bemüht, den wirklichen Lautbestand der Worte zu geben (natürlich soweit wir ihn zu ermitteln vermögen) und sich nicht, wie es bei P. vielfach der Fall ist, darauf beschränken darf, nur die Laute anzugeben, die die nun einmal unvollkommene Hieroglyphenschrift willkürlich gibt. Und ferner: es ist an sich schon schwer, aus einer Transkription einen Überblick über den Textbestand zu gewinnen, vor allem deshalb, weil sie auf die Vermittlung des für das Auffassen so wesentlichen Schriftbildes verzichten muß. Verf. erschwert dem Leser seine Arbeit unnötigerweise dadurch, daß er auf die sonst übliche Setzung von Punkten und Bindestrichen weitgehend verzichtet, wodurch sehr undurchsichtige Bildungen zustande kommen, die durch den oben genannten Ausfall nicht geschriebener Radikale noch undurchsichtiger werden.

Auf die Transkription folgt die Übersetzung. Sie ist häufig durch die Wiederherstellung des Textes bereits gegeben.

An Fehlern sind mir aufgefallen: § 1 in dem Ausdruck *wp mȝ'.t* liegt doch die Bedeutung „trennen, scheiden" vor, und nicht „öffnen"; § 4 *nḏtj* ist „Schützer, Beistand" (so ist es auch an der von P. im Kommentar angezogenen Stelle bei Schäfer, Ichernofret erklärt. Aus der Schäferschen Übersetzung von *nḏ* „die Sache Jemandes durch Wort und Tat zu vertreten" hat P. *nḏ* = „Vertreter" gemacht. § 15 *'ḥ'n śḫ'w ḫm n ntr pn pśḏt.f ỉ'btj m ḫt.f* kann nicht heißen: „da ließ die Majestät dieses Gottes seine gesamte Neunheit erscheinen", sondern „da wurde die Majestät dieses Gottes erscheinen gelassen, indem seine Neunheit hinter ihm versammelt war". Danach ist auch die Überschrift dieses Abschnittes zu ändern. Die Konstruktion ist wie in § 16 (vgl. § 12, für das dort ergänzte *wḏȝ* ist weder Raum, noch gehört es überhaupt an die Stelle).

Der Übersetzung ist jeweils ein Kommentar beigegeben. Wieweit es zweckmäßig ist, auch Selbstverständliches ausführlich zu kommentieren durch Heranziehung zahlreicher Parallelen, Verweise auf die Grammatik u. dgl., darüber kann man verschiedener Meinung sein. Andererseits hätte man sich für manches Erwähnte einen Beleg gewünscht. Die Frage der sprachlichen Stellung des ganzen Textes wäre es wohl wert gewesen, kurz behandelt zu werden. Der Satz (S. 19) „Die Inschrift enthält nichts, was wir als direkt neuägyptisch ansehen müßten" steht jedenfalls zu der Äußerung auf S. 3 im Widerspruch: „Es ist also durchaus nicht zu verwundern, wenn auch die Neferhotep-Inschrift neuägyptische Formen zeigt".

Ein paar Einzelheiten seien herausgegriffen: § 1 Das bürgerliche Jahr, in dem der König den Thron bestieg, wurde nicht als sein erstes gerechnet, sondern der Regierungszeit des verstorbenen Königs zugeschlagen. Dafür, daß es hier anders sein soll, liegt kein zwingender Grund vor. § 2 Die Wiedergabe des absoluten Infinitivs als Einleitung der Erzählung durch einen Temporalsatz ist unstatthaft. Nur durch sie scheint mir P. verführt worden zu sein, eine Erwähnung der Thronbesteigung darin zu sehen, während offenbar nur von einer Thronsitzung die Rede ist, in der eben die im folgenden geschilderten Ereignisse ihren Anfang nehmen. § 4 Das zur Partikel *twj* Gesagte ist an dieser Stelle nicht am Platze. Das fragliche *t* ist einfach zu streichen.

Soweit der philologische Hauptteil. Es folgen noch einige Kapitel, die sich bemühen, das gewonnene Resultat in verschiedenen Richtungen auszuwerten. Da ist ganz merkwürdig P.s Art, anstelle eigentlicher Untersuchungen mit recht persönlich gefärbten Aphorismen aufzuwarten. Er scheint das zuweilen selbst zu empfinden. Z. B.: In dem Kapitel über den historischen Hintergrund schließt er aus einer Statue mit angeblich jugendlichen Zügen und der im Turiner Papyrus angegebenen 11jährigen Regierungszeit auf einen jugendlichen König Neferhotep und meint dann: „Es ist ja rein subjektiv, aber nach meinem Gefühl paßt die Jugend des Königs ganz gut zu dem Inhalt unserer Inschrift. Ich habe durchaus den Eindruck eines völlig unselbständigen Menschen, der nach vorgeschriebenem Schema handelt". Der gleiche Abschnitt gipfelt in den Worten: „Daß sehr viel hypothetisch ist, weiß ich selbst am besten. Aber ich glaube, es kommt auch nicht allzuviel darauf an!"

Vom Kapitel über Kunstform und Stil sei der Kürze halber nur der Satz zitiert, der das Ergebnis zusammenfaßt: „Wenn wir berücksichtigen, daß der Verfasser bestellte Arbeit lieferte, daß aus dem Stoff nun einmal nicht viel zu machen war, so können wir dem Geschick, mit dem er seine Aufgabe gelöst hat, unsere Achtung nicht versagen". Hier fragt man sich denn doch, ob mit derartigen „Resultaten" jemandem gedient ist.

Schließlich folgen noch ein paar Seiten über die metrisch gehaltenen Teile der Inschrift. Nur Weniges sei angeführt. Wissen wir wirklich sicher, daß nur solche Silben den Ton hatten, die ihn auch in der Prosa haben? Ferner: P. gibt einen Abschnitt in Transkription, den er mit den mutmaßlichen Akzenten versehen hat. (Daß diese Transkription in vier Punkten von der oben gegebenen abweicht, sei nur nebenher bemerkt.) Er sagt selbst, daß dabei nur von einer Wahrscheinlichkeit die Rede sein kann. Selbst das scheint mir noch zuviel gesagt. Denn nicht nur die Stelle der Hebung ist in sehr vielen Fällen ungewiß, sondern auch deren Zahl. P. stellt in jedem Vers drei Hebungen fest und erinnert daran, daß diese Zahl auch im Koptischen vorherrschend ist. Ich habe den Eindruck, daß die drei Hebungen nur aus dem Koptischen erschlossen sind; denn es ist nicht einzusehen, warum

nicht die Zahl ebensogut eine andere gewesen sein könnte. Solange wir nicht bessere Möglichkeiten haben, der Metrik auf den Grund zu kommen, als nicht begründbare Akzente beliebig zu verteilen, ist es doch richtiger, sich mit einem einstweiligen Ignoramus zu begnügen.

Das Ganze beschließt eine zusammenhängende Übersetzung der Inschrift. Niemand wird etwas dagegen einwenden, wenn hier in etwas freierer Weise übersetzt und versucht wird, die Lücken sinngemäß zu überbrücken. Aber die große Anzahl der Schiefheiten und offenbaren Fehler, die hier gegenüber der ersten Übersetzung ins Auge fallen, sind nicht zu rechtfertigen, und man fragt sich betreten, wozu denn eigentlich der ganze Aufwand an (freilich gar zu oft nur scheinbarer) philologischer Akribie gedient hat.

Und damit kommen wir zu dem Punkte, der in steigendem Maße im Leser Protest wachrufen muß: die Inkonsequenz und Gleichgültigkeit, mit der das Ganze gemacht zu sein scheint. Da wird ein Wort an drei Stellen auf dreierlei Weise transkribiert, da stehen sich Urteile über eine und dieselbe Sache schroff gegenüber, da wird derselbe Absatz oben so und unten anders übersetzt usw., und das alles nie aus irgend einem erkennbaren Grunde, sondern weil Verf. sich offenbar gar nichts dabei gedacht hat.

Es konnte sich hier nur darum handeln, durch Herausgreifen von Einzelheiten eine Vorstellung vom Charakter der ganzen Arbeit zu geben und ein ablehnendes Urteil zu begründen. Gewiß wird, wer sich mit der Neferhotep-Inschrift zu beschäftigen hat, zu Piepers Arbeit greifen, er wird zweifelsohne auch Brauchbares finden. Aber er wird andererseits auf so viel Unrichtiges und vielleicht mehr noch Halbrichtiges stoßen, daß er sie nicht als zuverlässige Grundlage benutzen kann. Und das müßte man schließlich von einer Arbeit erwarten, mit der sich der Verf. nach seinen eigenen Worten fast ein Vierteljahrhundert beschäftigt hat.

Sethe, Kurt: **Altägyptische Vorstellungen vom Lauf der Sonne.** Berlin: Verlag der Akademie der Wissenschaften, in Komm. bei W. de Gruyter & Co. 1928. (28 S.) 4°. = Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Preuß. Akademie der Wissenschaften. Phil.-Histor. Klasse. 1928. XXII. RM 2 —. Bespr. von G. van der Leeuw, Groningen.

Diese Abhandlung nimmt einen Stoff wieder auf, der vom Verf. schon 1895 in seiner — ungedruckt gebliebenen — Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Universität Berlin behandelt wurde. Im Gegensatz zu der herrschenden Anschauung vertrat er damals die Meinung, daß das sog. Urgewässer, Nun, nicht am Himmel, sondern, als eine Art Okeanos, die Erde umgebend, vor allem aber auch unter der Erde, als Grundwasser, zu fassen sei. Wenn Nun etwas mit dem Himmel zu schaffen hat, so ist es der Gegenhimmel, der sich unter der Erde ausbreitet, nie der Himmel über derselben. Dasselbe gilt von der *Dȝ-t*, welche die Sonne in der Nacht durchwandelt. Anlaß zu dieser erneuten Darstellung fand der Verf. in dem Aufsatz von H. Schäfer über das „Weltgebäude der alten Ägypter" (erschienen bei W. de Gruyter & Co., Berlin, 1928), mit dessen Vorstellung vom Sonnenlauf er nicht einverstanden ist.

Die Differenz bezieht sich auf ein bekanntes Bild vom Sarge König Sethos' I., das Schäfer auf Sonnenauf- und Untergang deutet, während Sethe hier nur eine Art kartographischer Darstellung des Sonnenaufgangs sehen will. Dieselbe Ansicht wird dann fortgeführt in Bezug auf die Vignetten des 15. Kapitels des Totenbuches. S. betrachtet diese Bilder als Variationen ein und desselben Grundtypus, der sich ausschließlich auf den Sonnenaufgang bezieht.

Den Schiffswechsel der Sonne auf dem bekannten Bilde aus saitischer Zeit (Berliner Sarg Nr. 29), den Schäfer am Mittag geschehen läßt, versetzt Sethe nach Morgen und Abend, was ja auch den Schiffsnamen *mśkt-t* und *mᶜnḏ-t* viel besser entspricht. Dies wird näher beleuchtet durch die Heranziehung einiger Stundentexte aus Babelmoluk.

Wichtig ist schließlich noch Sethe's Deutung der Verteilung der Schiffsmannschaft des Rē auf die sog. „nicht untergehenden" bzw. die „nicht ermüdenden" Sterne. Die erste Kategorie, die Zirkumpolarsterne, verschwinden nicht in der Nacht, sondern erst bei Tagesanbruch. Es ist also ganz folgerichtig, wenn der Ägypter sie am Tage in das Gefolge des Rē versetzt. Andererseits verschwinden die „Unermüdlichen", unter denen jedenfalls auch die Planeten zu verstehen sind, in der Nacht einer nach dem anderen im Westen, wo auch die Sonne in die Unterwelt hinabgestiegen ist. Deshalb wurden sie zu den Begleitern der Sonne auf ihrer nächtlichen Fahrt. Diese ansprechende Deutung dürfte einen bis jetzt unklaren Punkt endgültig aufklären.

O'Leary, de Lacy, D. D.: **The Difnar** (Antiphonarium) **of the Coptic Church. Part II** (second four months, Tubeh, Amshir, Barmahat and Barmuda), from the Vatican Codex Copt. Borgia 59 ed. London: Luzac & Co. 1928. (VIII, 119 S.) 4°. 12 sh. Bespr. von R. Anthes, Berlin.

Seiner ersten Ausgabe des Difnars (angezeigt OLZ 1927, 359) hat der Herausgeber als zweiten Band den hier mitgeteilten Codex Copt. Borgia 59 aus der Bibliothek des Vatikans folgen lassen. Dieses vollständige Manuskript stammt wie die im ersten Band veröffentlichten aus dem Wadi Natrun und umfaßt die vier Monate Tybi bis Pharmuti; es bildet somit inhaltlich die Fortsetzung des im ersten Bande gegebenen J. Ryland-Manuskriptes, das die vier voraufgehenden Monate Thoth bis Choiak enthält.

Da die auch im ersten Bande veröffentlichten Fragmente aus dem Der Abu Makar diese Monate ebenfalls umfassen, wenn auch

nur in vereinzelten Stücken, ergibt sich durch den zweiten Band auch weiter die Möglichkeit, Hymnen gleicher Tage nach zwei Quellen zu vergleichen. Es verstärkt sich dabei der schon aus den Vergleichungen des ersten Bandes gewonnene Eindruck, daß die Lieder in den beiden Fassungen überwiegend verschieden sind, wenn sie sich auch auf den gleichen Tagesheiligen beziehen; man möchte daraus schließen, daß Antiphonarien verschiedener Klöster des Natrontales vorliegen, von denen jedes in seiner Abgeschlossenheit wohl eigene Rituale ausgebildet hat. Gewiß liegt der Hauptwert dieser Hymnensammlungen auf kirchengeschichtlichem Gebiet, und man darf den Wunsch aussprechen, daß sie nach diesen erfreulichen Textausgaben auch ihre Bearbeitung finden.

Keilschriftliteraturen.

Woolley, C. Leonard: **The Sumerians.** Oxford: Clarendon Press 1928. (XI, 198 S.) 8°. 6 sh. Bespr. von V. Christian, Wien.

Der bekannte Ausgräber von Ur unternimmt es hier, eine gemeinverständliche Darstellung vom Werden und Vergehen der sumerischen Kultur zu geben. Das flott geschriebene, hübsch illustrierte Buch ist sicher geeignet, in weiten Kreisen Interesse für das Zweistromland zu erwecken. Ob allerdings die Vorstellungen von sumerischer Geschichte und Kultur, die ein Laie aus Woolleys Darstellung schöpfen wird, immer auch die richtigen sein werden, darf man wohl bezweifeln. Denn abgesehen von der ganz unmöglichen Datierung der Königsgräber von Ur ins vierte Jahrtausend finden sich noch manche Wunderlichkeiten, die zeigen, daß der Verfasser sein Thema nicht voll beherrscht.

So liest man z. B. mit Erstaunen, daß zur Zeit, als die Alluvialebene von Akkad und Sumer sich bildete, das obere Euphrattal und die syrische Steppe schon von den semitischen Amurru bewohnt waren, die als erste Siedler auch nach Akkad kamen, und denen Woolley die bemalte Keramik vom Typus Eridu und Susa I-Ibis zuschreiben will. Nördlich von ihnen seien hellhaarige Völker eingedrungen, die eine kaukasische Sprache redeten und den Gutäern verwandt waren. Sumer hätten zuerst Beduinen aus Innerarabien besiedelt; sie wurden jedoch unterjocht und aufgesogen von den Sumerern, die über das Meer kamen und die letzte Einwandererwelle darstellen. Diese hätten auch die Amurrubevölkerung von Akkad, die vor ihnen schon nach dem Süden gelangt war, wieder nach Norden abgedrängt. Für die Schilderung der Körperbeschaffenheit der Sumerer beruft sich Woolley auf die Untersuchungen von Sir Arthur Keith, die in der Veröffentlichung über al'Ubaid abgedruckt sind. Die Schädel, die der genannte Anthropologe maß, stammen jedoch durchweg aus Gräbern, die meines Erachtens frühestens der Akkadzeit angehören, können also ebenso gut semitisch wie sumerisch sein. Unverständlich ist, warum die weibliche Statuette des Britischen Museums, die auf Tafel 17 abgebildet ist, bei Woolley als „Sumerian ruler" erscheint. Falsch beschriftet ist auch Tafel 21; die Figur stellt Gudea dar, nicht seinen Sohn Urningirsu.

Der Fachmann, dem die vorläufigen Veröffentlichungen der Grabungsergebnisse von Ur im Antiquaries Journal nicht leicht zugänglich sein sollten, wird die guten Abbildungen einer Reihe von Funden aus Ur sowie die zusammenfassende Schilderung der Bauten in Ur zur Zeit der dritten Dynastie gewiß dankbar begrüßen. Auch die übersichtliche Darstellung der Geschichte Urs von der Zeit Urnammus bis in die Hammurabi-Periode unter steter Bezugnahme auf die an Ort und Stelle gewonnenen Erkenntnisse ist gewiß von Nutzen.

Langdon, S.: **The Herbert Weld Collection in the Ashmolean Museum.** Pictographic Inscriptions from Jemdet Nasr, excavated by the Oxford and Field Museum Expedition. London: Oxford University Press 1928. (VIII, 71 autogr. S., XLI Taf.) 4°. = Oxford Editions of Cuneiform Texts. Vol. VII. 10 sh. Bespr. von C. Frank, Berlin.

Diese archaischen Täfelchen, zumeist ungebrannt, wurden mit einigen Ausnahmen von Langdon 1926 in einem kleinen Tell bei Kisch, gen. Jemdet Nasr (Dschemdet en-Nasr) ausgegraben[1]. Sie gehören — 194 an der Zahl, teilweise nur Bruchstücke — wie Langdon (Preface III) betont, eng zusammen mit den von Thureau-Dangin RA XXIV 23ff. veröffentlichten Stücken, zu denen sich neuerdings einige weitere gesellen, die Scheil RA XXVI 15ff. bekannt gibt.

Andere Täfelchen und Schriftdenkmäler sehr ähnlicher Art, deren Schrift auch noch Bildercharakter aufweist, hat Langdon S. VI aufgeführt, wie schon Thureau-Dangin a. a. O. S. 24 getan. Alle diese Dokumente schon streng historisch an- und einzuordnen, ist noch nicht möglich. Als eines der ältesten Stücke, vielleicht das älteste, ist jedenfalls das Bilderschrifttäfelchen aus Kisch bei Langdon, Excavations at Kish Pl. XXXI und S. 99ff., anzusprechen.[2] Von anderen wenig jüngeren, den J(emdet) N(asr) Täfelchen ziemlich gleichzeitigen Schriftdenkmälern, wären das von Scheil in Mémoires (Délég. en Perse) II 130 veröffentlichte Steintäfelchen sowie die Aufschrift auf

1) Vgl. Langdon, Ausgrabungen in Babylonien (AO 26) S. 73 für die nähere Fundstelle u. Plan (Abb. 12 mit Bezeichnung T). Photogr. Wiedergabe einiger Täfelchen u. Siegelabdrucke Taf. 8. — Zwei Täfelchen (bei Langdon Nr. 94 u. 97) ähnl. wiedergegeb. in Ur Excavations Vol. I, Pl. XLI.

2) Auch im vorliegenden Werke finden sich zwei Täfelchen aus Kisch, nämlich Nr. 76 u. 149, aus Stein wie das sog. Kish tablet.

dem Steinzylinder (S. 129 daselbst) zu erwähnen, falls dieser nicht in den altelam. Kulturkreis gehört. Ferner Scheil-Täfelchen RA XXVI und die auch von Langdon angeführten sog. Hoffmann Tablet, Blau Monuments, Archaic Stone Tablet Barton. Sie alle scheinen eine älteste Gruppe zu bilden, zeigen wie die J. N. Täfelchen rein lineare Schriftzüge, fast zeichnerische Form und sind wohl mit einem spitzen, nadelartigen Griffel geschrieben gegenüber den Farah-Tafeln, in denen schon deutlich keilschriftmäßige Zeichen auftreten. Diese Tafeln sind mit Langdon später anzusetzen als J. N. Ein unbedingt sicheres Kriterium für die historische Anordnung bildet das langsame Eindringen der Keilformen vielleicht insofern noch nicht, als z. B. auf den mindestens gleichaltrigen altelamischen Tontafeln fast reine Bilder wie die Kröte (Délég. VI, S. 112 Nr. 912—916) aus lauter Keilstrichen zusammengesetzt ist ebenso wie der Tierkopf (Nr. 918) oder der Eselskopf (Nr. 935) u. a. m. Aber die weitere Entwicklung der Schrift überhaupt bis zur reinen Keilschrift gibt einen Anhalt. Ein Rückfall in den linearen Typ ist, vielleicht auch durch das Material bedingt, häufig genug festzustellen.

Was das Alter all dieser archaischen Tafeln, auch der J. N. Täfelchen betrifft, so ist vor allzuhohen Jahreszahlen, oft aus Entdeckerfreuden heraus, zu warnen[1]. Ich glaube, es ist nicht unbedingt nötig, zunächst über 3000 oder das erste Viertel des dritten Jahrtausends hinaufzugehen.

Eigenartig ist, daß die J.N.-Täfelchen nicht nach einem bestimmten System beschrieben sind. Es herrscht im Gegenteil ziemliche Willkür vor. Auf AO 8844, auch irgendwie zu dieser Gruppe gehörig, beginnt der Text in der rechten oberen Tafelecke und läuft, in Felder verschiedener Größe abgeteilt, die Tafelseite herab, über den unteren Tafelrand hinweg bis auf die Rückseite rechter Rand. Folgt dann die zweite Kolumne parallel links daneben und verläuft in der gleichen Weise. J.N. 1 (Pl I) dagegen fängt der Text links oben an, Feld für Feld untereinander, ebenso 5, wo die Kolumnen durch Doppellinien getrennt sind. Nr. 11: Anfang ebenfalls links oben, der Text links von dem senkrechten Strich in verschieden große Felder von ungleicher Anordnung geschrieben, ähnl. 78 Rs., Nr. 10 jedoch zwei Kolumnen mit ziemlich gleichlaufenden Feldern. Andere Täfelchen weisen mehrere Kolumnen auf, z. B. 12, 62, 70, 108, dieses vier Kolumnen je durch Doppelstrich getrennt. Wieder andere wie 83, 87, 99, 100 haben gar keine Kolumnen, sondern Zeilen von links nach rechts gezogen, unter sich je nach Bedarf in Felder geteilt. Auf der Rs. zuerst die rechte Tafelseite, rechts vom senkrechten Teilungsstrich beschrieben, ebenfalls zeilenartig. Die andere l. Tafelseite enthält Schlußaufstellungen o. ä. Gelegentlich wird eine Tafel (z. B. 101) wie ein Blatt von R. nach L. gewendet, wobei Vs. u. Rs. von R. nach L. in Kolumnen beschrieben werden. 102, gleich daneben, ist von unten nach oben gedreht wie ein Notizblock, ebenso 94[1]. 105 ohne Zeilen oder Felder und nur zum Teil, fast lässig, beschrieben; ähnl. 140.

Zu bemerken ist noch, daß bei einem Teil der Täfelchen die Vs. — also die zuerst beschriebene Seite — konvex, die Rs. dagegen flach ist. Nr. 24 aber zeigt die Konvexseite als Rs.! Dabei verläuft die rechte Kolumne den beiden anderen Schlußkolumnen entgegengesetzt. Genau so auf Nr. 22 Rs., deren Schlußkolumne durch einen Doppelstrich von der Aufstellung getrennt ist. Andere und ähnliche Beobachtungen hat Langdon (Preface IV) gemacht.

Ein großer Teil der Täfelchen (mehr als 40) sind mit Siegelabdrücken versehen.

Dargestellt werden menschliche Figuren, Tiere, Gegenstände und Geräte (wie der Kessel auf drei Beinen 48, 82) oder manche andere, oft nicht mehr recht erkennbare Dinge. Zierrat wie der sechsstrahlige Stern oder Rosette (7, 114)[2], achtstrahlig 26, 29 (hierzu vgl. Genouillac, Kich I Pl. 55, 41 u. 66, 51) oder das eigenartig verschlungene Bandmotiv (107), das an ein ähnliches altelamisches in Délég. XVII Pl. VI Nr. 38 r erinnert. Besonders reichhaltig die Darstellung der Tiere; so findet sich häufig die Schlange (25, 29, 97), das Rind (29, 64: hier mit vorwärts gerichtetem Horn; vgl. das Harappasiegel bei Bissing Arch. f. Orientf. 1928, 21f.), während das Bildzeichen für „Rind" (Zeichenliste Nr. 127) das Horn rückwärts stellt. Ferner sieht man Löwen (124), Skorpione (191), Vögel (Ente? 72) oder auch nur Vogelköpfe (Ente und Huhn 97). Ja, das Fabeltier, der Drache mušruš, scheint selbst aufzutreten (96) oder andere Monstrositäten wie auf 9, dazu menschliche Gestalten, meist nur Torsi, z. B. 24, 25, 64. Auf Nr. 45 hält der Mann mit dem Vogelprofil eine Schlange in den Händen, ein Menschentyp und ein Motiv, wie sie uns schon aus altelamischen Bildern bekannt sind. Vgl. Délég XII, Fig. 302, 310. Langdon (S. V) hat vollständig recht, wenn er auf die auffallende Ähnlichkeit der Motive mit altelamischen Darstellungen hinweist. Besonders augenfällig bei dem Henkelkrug Nr. 121; vgl. Délég. XVI, Pl. XI, 190 = XVII, Pl. LII, Nr. 434. Für den champagne vase type (Nr. 119), den Langdon S. VI bespricht, vgl. auch noch Langdon selbst in Ausgrab. (AO 26) 64 u. Kish Abbildung Pl. XIV, Nr. 4.

Abdrücke von Siegelrollen aus J. N., die Langdon S. V erwähnt, finden sich ebenfalls Ausgrab. Taf. 8 abgebildet. In ihrer gruppenartigen Häufung der Motive ebenfalls stark an ähnliche Erscheinungen in Elam erinnernd, vgl. auch die Abdrücke auf J. N. 71, 75, 82 u. a.

Was die Sprache dieser J. N. Täfelchen anlangt, so ist sie mit Langdon (S. VIIf.) ohne Zweifel sumerisch, während Thureau-Dangin RA XXIV 29 für die Zeit dieser Täfelchen eine nichtsumerische Bevölkerung in J. N. seßhaft annehmen möchte. Aber, wie Langdon betont, spricht doch die Erwähnung von Göttern wie Enlil, und Eigennamen, die damit gebildet

1) Vgl. für diese Warnung Christian ZA N.F. IV, 233ff. Seine Ausführungen sind überzeugend. Was für Ur gilt, hält auch für J.N. und Kisch stand. Etwas älter mögen ja die J.N. Funde sein.

1) Beachte: in Ur Excavations Vol. I Al Ubaid Pl XLI trägt diese Tafel aber die Nr. 116730!

2) Vgl. auch Zeichenliste Nr. 33.

sind (vgl. die Zeichenliste Nr. 317), ferner der deutliche Gebrauch der Determinative wie ku_6 Fisch, giš Holz, Gegenstand, Titel wie sangu Priester, sipa Hirte dafür, daß diese Täfelchen in sumerischer Sprache abgefaßt sind, selbst wenn die Bevölkerung nicht rein sumerisch gewesen sein sollte. Daß kein eigentlicher Satz, kaum eine typische Verbalform vorkommt, spricht nicht gegen den sumerischen Charakter der Sprache — handelt es sich doch um keine literarischen Texte, sondern um Listen (wie Nr. 215, 240, 317) und wirtschaftliche Aufstellungen und Abrechnungen u. dergl. m.[1]. Schade, daß Langdon, der das ganze Material so ausgezeichnet beherrscht, sich nicht entschließen konnte, einige Texte in Umschrift oder gar in Übersetzung, soweit sie möglich, zu geben.

Läßt sich auch schon so, nach dem eingehenden Vorwort und der überaus zuverlässigen Zeichenliste, ein Einblick in die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der J. N.-Bevölkerung gewinnen, die Frage, wie denn eigentlich diese alte Stadt geheißen hat, ist nicht ohne weiteres zu beantworten. Ortsnamen kommen nämlich merkwürdigerweise nicht vor bis auf eine Zeichengruppe KID-NUN^{ki}[2], in der Langdon (S. VIII und Zeichenliste Nr. 268) den Namen der uralten, nicht weiter bekannten Stadt vermutet.

In einer großangelegten Zeichenliste gibt Langdon sodann eine Zusammenstellung der J. N. Zeichen unter häufigem Hinweis[3] auf ähnliche archaische Zeichenformen etwa der Farahtexte, der Blautafeln[4] und anderer derartiger Schriftdenkmäler, im ganzen 432 Zeichen[5], zu denen noch 25 Zeichen der Maßsysteme kommen. Identifiziert hat Langdon davon etwa 181 Zeichen. Wichtige Vorarbeit dazu haben ja schon Thureau-Dangin und Deimel geleistet. Der größere Teil bleibt allerdings noch unerklärt trotz aller Mühe, die Langdon auf die Deutung verwandte. Es reichen eben unsere allgemeinen Hilfsmittel noch nicht aus.

Immerhin bieten die von Langdon gegebenen Erklärungen auch so schon eine höchst wertvolle Erweiterung unserer Kenntnis der archaischen Zeichen, nicht zuletzt, weil auch ähnliche altelamische Schriftzeichen, ja sogar Zeichen der Industalinschriften (s. 408) verglichen werden. Vgl. besonders Nr. 1, 11, 23, 41, 65, 126 u. a. m. — eine Verwandtschaft, über die kaum ein Zweifel mehr möglich ist. Darüber w. u.

Ähnlich wie bei den Farahtafeln überrascht auch hier der Reichtum an Zeichen, den die verhältnismäßig kleine Anzahl J. N.-Täfelchen aufweisen. Die Zeichen sind aber bei aller bilderähnlichen Form nicht bloß als Bild oder Ideogramm, sondern auch bereits syllabisch verwendet.

Auch die Vorliebe der Sumerer für Listen von Zeichen und Gegenständen tritt, wie Langdon S. VIII aufzeigt, schon in diesen wenigen Täfelchen hervor; vgl. Nr. 193 und 194.

Im übrigen gibt es noch Listen anderer alter Zeichen, (aus assyrischer Zeit), die zum Vergleich sehr wohl herangezogen zu werden verdienen. In erster Linie die CT V 7—16 veröffentlichten Zeichenlisten, unter denen die Liste 81—7—27, 49 + 81—7—27, 50 (Pl. 7) besonders wichtig ist, nicht weniger K 8520 (Photo Mansell 1609 und 1610)[1]. Beide Listen enthalten Zeichen, auf die in der folgenden Besprechung der Zeichenliste Langdons zurückzukommen sein wird. Hier sei nur bemerkt, daß diese Listen u. a. auch reine Bilderzeichen geben (z. T. in Strichzeichnung, z. T. in Keilschriftform), die vielleicht noch älter als die J. N. Zeichen sein mögen, soweit sie nicht etwa aus fremden, uns nicht näher bekannten Schriftsystemen stammen[2].

Im folgenden einige Bemerkungen zu einzelnen Nummern der Zeichenliste Langdons:

1) Auf einem Topfscherben fand sich die Aufschrift: duk kaš-gibil „Gefäß für junges Bier", also gewiß sumerisch in jeder Hinsicht (s. Zeichenliste Nr. 320).

2) In Ausgrab. S. 73 las Langdon den Namen ŠU-NUN^{ki} gelegentlich gekürzt KID^{ki}. Also selbst das erste Zeichen ist nicht sicher zu bestimmen.

3) Auf Legrains oft recht einleuchtende Deutungsversuche der alten Bildzeichen in Délég. XVI S. 9ff. ist allerdings nicht eingegangen.

4) Die Echtheit dieser Tafeln nimmt auch Langdon erfreulicherweise als gegeben an; ich persönlich hatte nie daran gezweifelt. S. ebenso Deimel, Farah S. 14f. u. Thureau-Dangin RA XXIV 24.

5) Eines (Nr. 13) ist einem archaischen Steinamulett entnommen.

1) Auf diese Tafel scheint Langdon, wenn ich recht vermute, an einigen Stellen hinzuweisen, z. B. bei Nr. 44, 373, wenn anders die wahrscheinlich unzureichende Kopie in TSBA VI 454 — mir z. Zt. nicht erreichbar — damit gemeint ist. — Übrigens ist die andere Tafel auf dieser Photographie: K 135 + 2839 in CT V 8 publiziert. Beide Tafeln waren, wenn ich mich recht erinnere, früher in einem Schaukasten des Brit. Mus. ausgestellt.

2) Vgl. z. B. 81—7—27, 49 + etc. Rs. I 3 u. II 2, wozu leider die erklärende Beischrift fehlt. Auf K 8520 beachte z. B. das deutliche Bildzeichen: anscheinend ein Tonständer, der auf Rs.(?) II 8 u. Vs. III 5, diesmal mit sechs Punkten versehen, vorkommt. Im ersten Falle als gir (REC suppl. 224) erklärt, im zweiten als ID (REC 115), ebenso die beiden vorhergehenden, völlig davon verschiedenen Zeichen. Gemeinsam ist beiden Bildzeichen der Begriff „Macht, Kraft, Stütze".

Nr. 6: Zwei andere alte Formen CT V 7 Obv. I 2, die erste davon anscheinend eine „fremde", die zweite ähnlich nur mit rundlichem Teil, darinnen drei senkrechte Striche.

Nr. 7: Könnte vielleicht bal sein, s. Deimel Farah Nr. 19 u. K 8255 II 3 u. Dupl. 4155 III 1 (CTV 16).

Nr. 14: Doch wahrscheinlich eher nu nicht kat gemäß CT V 13 K 269 Obv. II 4. Vgl. Pl. 7 Obv. I 1, wo sechs archaische bzw. „fremde" Formen aufgeführt sind. Zur Erklärung des zugrundeliegenden Bildes Deimel, Šum. Lex. Nr. 75 (S. 168) u. auch Legrains andere Deutung, Délég. XVI 13 G 29. Ungers Erklärung A f. O IV (1927) 211f. dünkt mir weniger gut. Ungers Deutung jetzt auch von Christian u. Weidner in AfO V 146, Anm. 1 abgelehnt. Außerdem ist das fragliche Zeichen auf dem Dolch aus Ur gar nicht NU, sondern wohl ŠEŠ (= uru) — das kommt noch dazu. —

Nr. 18: Für ein anderes altertüml. Zeich. s. K 8372 III 6 (Pl. 14) zweites Zeichen. Vgl. Deimel Nr. 83.

Nr. 19: Vgl. alte Form mit Punkt statt Querkeil K 8520 Rs. IV 1.

Nr. 22: ist mu s. CT V 7 Obv. II 3 u. 82-5-52, 571 (Pl. 15); aber Nr. 26 ist wohl gab, wie K 4582 II 1 (Pl. 15) zeigt. Übrigens scheint 82-5-22, 571 als oberer Teil an K 4582 anzuschließen u. die Reihenfolge der aufgeführten Zeichen ist dann: dím, ma, mu, gab, daḫ, genau wie die Liste K 2839 + K 2840 Obv. II 11—15 (Pl. 9) aufzeigt. Diese Zeichenliste ist also eine Nachschlagsliste für die großen erklärenden Zeichenlisten.

Nr. 31: Vgl. hierzu vielleicht das altelam. Z. Délég. VI 87 Nr. 138.

Nr. 35: Genau so überliefert K 8372 III 5 (CT V 14).

Nr. 39: Drei bzw. vier altertüml. Formen CT V 7 Obv. III 3 (die vierte fragmentarisch, wohl das schräggestellte iku-Zeichen, vgl. Deimel 89).

Nr. 44: Das von Langdon aufgeführte archaische Zeichen findet sich K 8520 Rs. III 5. Im folgenden daselbst noch drei weitere Formen für AB. Die eine davon, noch erhalten, in rundlicher Zeichenform mit Widerhaken an der offenen Seite. S. noch Langdon Nr. 372 u. 373.

Nr. 45: S. oben zu 26.

Nr. 58: S. CT V 7 Obv. II 1 fünf alte Formen von ma, auch Pl. 15 (82-5-22, 571 II 2).

Nr. 69: Vgl. das altelam. Zeichen in Délég. VI 94 Nr. 361—363.

Nr. 74: Mit Langdon ohne Zweifel ein zusammengesetztes Zeichen, wie auch K 8520 Obv. II 8 als deutliches Bild (Kessel oder Gefäß!) beweist. K 4372 III 4 (Pl. 14) gibt noch drei alte Formen. Vgl. die altelam. Z. in Délég. VI 95 Nr. 382—387 u. XVII 37 Nr. 318—362.

Nr. 84: Hierzu könnte etwa die altelam. Z. Délég. VI 95 Nr. 364—367 u. XVII 37 Nr. 112—115 u. auch die Ligaturen davon 371ff. bzw. 316ff. verglichen werden.

Nr. 94: Hierzu ist vielleicht das Zeichen K 8520 Obv. III 3 (für ID) heranzuziehen.

Nr. 101: Auf dem Täfelchen Nr. 1 bei Scheil RA XXVI 15 nebeneinandergestellt.

Nr. 103: Drei (bzw. vier) archaische Z. CT V 7 R III 1, von denen das letzte noch das Bild der gespreizten fünf Finger an einem Armstrunk zeigen dürfte.

Nr. 127: Vgl. für dun auch K 4155 III 2 (Pl. 16).

Nr. 129 u. 130: s. Langdons Ausführungen über das Pferd S. VII. Ob es sich allerdings schon um das eigentliche Pferd handelt, mag fraglich sein. Vgl. aber noch Délég. VI 112 Nr. 918 u. 927 u. XVII 60 Nr. 1410 u. 1413.

Nr. 131: Wohl auch das Bild eines gehörnten Tieres.

Nr. 138: Vielleicht ist außer der von Langdon angezogenen Stelle CT V 9 auch Pl. 7 Obv. III 4: zwei archaische Zeichen (Äquivalent abgebrochen) zu vergleichen.

Nr. 157: Vgl. K 8251 (Pl. 16) II 4.

Nr. 165: Zwei altertüml. Formen CT V 7 Rs. I 2.

Nr. 181: Vgl. K 8254 II 2 (Pl. 11).

Nr. 182: Drei altertüml. Formen CT V 7 Obv. IV 2, zwei davon halbrund. Auch hier der Punkt statt dem Keilansatz.

Nr. 191: Eine merkwürdige Form Rm 2, 35, 5 (Pl. 15).

Nr. 194: Vgl. K 8520 Rs. II 1—4: alte z. T. fragmentar. Zeichenf. für nam K 4372 I 2 (Pl. 14) über ein Dutzend verschiedener Formen.

Nr. 199: Außer den von Langdon zitierten Formen aus CT V noch K 269 Obv. I 3 (Pl. 13).

Nr. 202: S. CT V 15: 82-5-22, 571 II 1.

Nr. 227: Hierzu CT V 13: K 269 Rs. II 4.

Nr. 234: Ebenfalls K 269 Obv. II 3: altertüml. Zeichen trotz Keilform.

Nr. 240: Vgl. K 8520 Rs. II 2, 3 u. 5, wo auch, allerdings durch zwei Striche verbunden, ähnl. Zeichen: archaische Äquivalente für az u. ug vorkommen. S. Scheil Délég. VI 83 Nr. 6 u. 109 Nr. 839.

Nr. 269: Stellt anscheinend eine aus einer Wurzelknolle oder einem Samenkern entsprießende Pfl. dar.

Nr. 277[1]: Zwei Zeichenformen, eine mit eingesetztem Zeichen, CT V 7 Obv. IV 4. Ein drittes Z. daselbst nur noch an dem runden Anfangsbogen erkenntlich.

Nr. 298: Das Pentagramma!

Nr. 302: S. auch 348. Drei altertüml. Zeichen K 8520 Obv. I 4—6, allerdings meistens zerstört.

Nr. 303: Vgl. CT V 14: 81-2-4, 266 III 4 u. ff. einige andere mit SAL zusammengesetzte Gruppen. S. noch K 4228 II 2 (Pl. 15).

Nr. 305: Die von Langdon herangezogene Form aus TSBA VI findet sich deutlicher auf K 8520 Obv. I 7: ein Oval (Ei), aus dem ein Strich herauskommt, + KU. Ein viertes Z. nur durch Äquival. Z. 8 angedeutet.

Nr. 307: Vgl. CT V 14: 81-2-4, 266 III 6 (u. K 135 + etc. [Pl. 8] Rs. II 1, Ordnungsliste hierzu) folgt in beiden Fällen ṢU, dem wohl Nr. 308 entspricht.

Nr. 314: Von Legrain Délég. XVI 10 A 5 als „Zunge" erklärt.

Nr. 322: Vgl. CT V 15 Rm 2, 35, 7: sechs Formen für kaš. S. auch noch Allotte de la Fuye, Doc. Prés. I Pl. II Col. II 17 für diese Zeichenform.

Nr. 335: Dasselbe Bildzeichen auch CT V 7 Rs. I 3; dazu noch sieben andere eigenartige Zeichenformen, z. T. möglicherweise aus einem „fremden" Schriftsystem.

Nr. 346: Nach Deimel 527, den Langdon anführt, „Schafeuter". Zur Form vgl. CT V 7 Rs. II 2 bes. das dritte Zeichen, das ein „Ziegeneuter" darstellen könnte. Leider ist der assyr. Zeichenwert für diese höchst merkwürdigen Bildzeichen abgebrochen. Vgl. noch REC 339, 339bis u. 339ter; dieses demnach dann doch wohl uz (Ziege).

Nr. 347: Gehört vielleicht zur selben Gruppe als „weibl. Brüste". Besonders das zweite rundliche Zeichen, das Langdon aufführt, weist große Ähnlichkeit mit dem zweiten Zeichen an der oben gen. Stelle aus CT V 7 auf.

1) Nr. 278 u. 279 sind in der Zählung ausgefallen!

Nr. 374—377: Vgl. auch die fragment. Zeichen K 4372 IV 3 (Pl. 14).

Nr. 379: Andere alte Zeichenformen K 269 Obv. III 2 (Pl. 13) vorhergeht in, folgt el s. Dupl. K 4582.

Nr. 381: Zwei alte Zeichenformen auf K 8520 Obv. III 1—2. Zur Form vergl. Délég. VI 96 Nr. 400.

Nr. 392: Vgl. K 8520 Obv. II 9—10.

Nr. 393: Hier scheint Langdon auch unter TSBA VI auf K 8520 Obv. II 2—3 hinzuweisen. Vgl. noch das altelam. Zeichen Délég. VI 91 Nr. 236 u. XVII 53 Nr. 1134—1135.

Nr. 398: Andere alte Formen CT V 7 Obv. III 2, davon die beiden ersten sehr altertümlich.

Nr. 401: Vgl. das altelam. Zeichen Délég. VI 91 Nr. 238 u. 249.

Nr. 402: Für sa s. auch K 4372 I 1 (Pl. 14).

Nr. 415: Vier alte, fremdartige Formen für dag auf K 8520 Obv. II 4—7.

Nr. 421: Vgl. viell. CT V 7 Obv. III 1.

Die alten kulturellen Beziehungen zwischen Altsumer und Altelam, auf die schon Scheil Délég. VI 59ff. und XVII 1ff. hingewiesen hatte, hat auch Langdon gelegentlich, besonders soweit J. N. in Frage kommt, gestreift. So in der Frage der Keramik und der Siegel (s. Preface V und VI) und des Zahlen- und Maßsystems (S. 64ff.). Auch in der Zeichenliste verweist Langdon, wie wir gesehen, bei einer Reihe von Zeichen auf altelam. Parallelen, wie überhaupt die besonders auffallenden Verbindungen der Bewohner von J. N. und Kisch mit Altelam hervorgehoben werden. Hält doch Langdon die damalige, an sich schon „sumerische" Bevölkerung[1] von J. N. und K. für sehr stark von Elam beeinflußt (s. S. V). Ja darüber hinaus will Langdon Beziehungen zu der Kultur, die uns die Funde im Industal bekannt machten, feststellen (s. S. III und VI und Zeichenl. Nr. 127 und 408).

Ich glaube, daß Langdon damit im allgemeinen recht hat. Die Anklänge an die altelam. Kultur sind zu auffallend, die Ähnlichkeit auf den verschiedensten Gebieten so augenfällig, daß von bloßem Zufall nicht mehr die Rede sein kann. Wissen wir doch zudem aus den ersten geschichtlichen Anfängen von kriegerischen Verwicklungen mit dem elamischen Nachbar, die durch die ganze babyl.-assyr. Geschichte hindurch bis zum Untergange Susas nie abreißen.

Vergleicht man, um einiges zusammenzufassen, die Siegelzylinder von J. N. und K., die Siegelabdrücke auf den Täfelchen, ihre Tiermotive und Gegenstände aller Art, die gehäufte und wiederholte Darstellung (Ausgrab. Taf. 8), die gefällige Stilisierung, die geometrischen Figuren, die Form der Henkelkrüge und gar die menschlichen Gestalten mit ihrem trichterförmigen Oberkörper und Vogelprofil — mag dies auch sonst in der sumer. Kunst wiederkehren —, mit ähnlichen altelamischen Erscheinungen —

in der Keramik die Vasen mit der reichen Bemalung wie bei den in Susa gefundenen (Langdon, Ausgr. 74); in der Schrift die Ähnlichkeit vieler Zeichen, dasselbe Prinzip in beiden Systemen, Zeichen durch Striche und Punkte, durch Einsatzzeichen abzuwandeln und Begriffe derselben Gattung zu erweitern und zu differenzieren —

in dem Zahlen- und Maßsystem die restlose Übereinstimmung der Zahlzeichen[1] (Langdon S. 64ff.), überhaupt der Gebrauch des altelam. Dezimalsystems neben dem Sexagesimalsystem (Langdon V u. VIII) —

so läßt all das auf eine Artverwandtschaft nach Kultur und sogar, bis zu einem gewissen Grade, nach Rasse schließen, wie Langdon (S. V u. VI u. Postscript.) mit Recht hervorhebt. Wenn jetzt gar die Ausgrabungen im Industal enge Beziehungen zu Elam dartun (s. Langdon S. III, VI u. die sich an die Mohenjo Daro u. Harappafunde anschließende Literatur[2]), so drängt sich doch die Vermutung auf, daß einmal vor den Sumerern eine andere mehr oder weniger einheitliche Bevölkerung von Kisch-Susa-Indus gesessen haben mag. Die Tatsache, die Meißner vor kurzem hervorgehoben, daß sich viele sumerische Ortsnamen sumerisch nicht erklären lassen, also der Sprache eines andern, vorhergehenden Volkes entstammen, daß ferner, wie Langdon S. V bemerkt, die Schrift der J. N. Täfelchen die Vorläuferin der späteren sumerischen Schrift ist, dürfte diese Vermutung angesichts der sonstigen engen kulturellen Beziehung zu und Abhängigkeit von Elam nur stärken. Damit fällt auch die bisherige Ansicht, die Sumerer seien die „Erfinder der Keilschrift", wie es stereotyp hieß. Es scheint vielmehr, als ob die sumerische und altelam. Schrift, wie Legrain Délég. XVI 9 u. 10 meint, auf eine gemeinsame Quelle zurückginge, wobei die sumerische sekundär ist; die hochentwickelte altelamische Keramik wiese da vielleicht eine Richtung. Wer so formt, so malt und zeichnet, kann auch schreiben.

Die altelamische Schrift bleibt stehen, der sumerische Zweig entwickelt sich selbständig, wird von den semitischen Akkadern übernommen und fortgebildet (vgl. Scheil, Délég. XVII, IV) und kehrt als Keilschrift unter den akkadischen Eroberern, als Schrift für die einheimische Sprache Elams zurück.

Ferner: in dem erwähnten inhaltsreichen Artikel von Chr. u. W. wird S. 146 f. noch besonders auf die Funde in J. N. hingewiesen. Beide Verfasser setzen die Jahreszahlen Langdon's gleichfalls be-

1) Thureau-Dangin RA XXIV 29 nimmt (s. o.) dagegen auf Grund der damals bekannten Täfelchen an, daß zu der Zeit, in die diese Tafeln zurückreichen, Akkad bzw. J. N. von einer Bevölkerung nichtsumerischer Zunge besiedelt gewesen sei. Das ist vielleicht bedingt richtig. Wie oben erwähnt, ist die Sprache der Täfelchen tatsächlich sumerisch, aber die Bevölkerung mag der Rasse nach auch in dieser J. N. Zeit nichtsumerisch oder gemischt gewesen sein.

1) Schon Thureau-Dangin hatte RA VI 143 darauf hingewiesen, daß die Zahl $1^1/_2$ in den altelam. Tafeln genau so geschrieben ist.

2) S. dazu auch v. Bissing in AfO 1928 S. 22, wo er einige altelam. Siegel für das besprochene Harappasiegel heranzieht, bes. für die Ähnlichkeit der Schriftzeichen. v. B. betont mit Recht, daß H. ein vorgeschobener Posten einer Kultur, die mit der susisch-elam. verwandt, sei; lehnt die Bezeichnung indo-sumerisch ab. Handelsbeziehungen — gewiß, aber vielleicht nach allem, was J. N. u. K. lehren, doch eine engere, gemeinsame Kultur von Kisch-Indus, zu einer Zeit.

deutend herab, ähnlich wie es hier oben Sp. 439 geschehen ist. Wertvoll weiterhin vor allem der Hinweis auf die Beziehungen zu Elam: Form der Tafeln, Dezimalsystem, Stempelsiegel und Siegelmotive, nicht zuletzt auf die altelamische Schrift, die nach Ch. u. W. die von J. N. (u. Farah) stark beeinflußt, wie überhaupt die ganze Kultur von J. N. (u. Farah) unter fremden Einfluß gestanden hat.

In einigen Punkten gehen vielleicht unsere Ansichten noch etwas auseinander, aber (S. 149 f.) „die Möglichkeit, daß die vielfach mit Elam verknüpfte Kultur von J. N. von den Gutäern getragen wurde, da sie in der späteren Akkaddynastie als Eroberer auftraten" — dem glaube ich ganz beistimmen zu können, schon weil ich ursprünglich einen derartigen Hinweis geben wollte, ihn aber, da mir der Gedanke noch zu kühn erschien, wieder aus dem MS strich. Umso besser, daß dieser Gedanke nun von Chr. u. W. zuerst ausgesprochen worden ist. Freilich wäre noch zu erwägen, ob die Gutäer tatsächlich bloß Eindringlinge waren oder ob nicht vielmehr andre Völker (Sumerer und Akkader), nach den jahrtausendelangen Kämpfen zu schließen, in ursprünglich gutäische Gebiete vorgestoßen sind. —

Bezüglich der J. N. Täfelchen noch soviel: auch in Ur sind neuerdings archaische Täfelchen gefunden worden (s. Antiquaries Journal IX 4, S. 343 u. pl. XXXVII), die, wie Burrows ausführt, den Farah-Tafeln ähneln, aber doch älter zu sein und zwar den J. N. Täfelchen näher zu stehen scheinen; wie z. B. ein Vergleich von Langdon's Zeichenliste Nr. 72 mit U 12510 I 3 u. II 2 beweisen mag.

So vielfältig und neu die Probleme sind, die Langdons Arbeit aufwirft, ihr voller Wert und ihre große Bedeutung[1] weit über das sumerische Sprach- und Kulturgebiet hinaus lassen sich kaum schon ermessen. Vielleicht, daß sich die fast prophetischen Worte Kings, mit denen er seine Ausführungen in History of Sumer and Akkad S. 358 abschließt, an dem beglückwünschenswerten Ausgräber und Finder Langdon nach 20 Jahren bewahrheiten sollen . . „it may perhaps fall to the lot of a fortunate excavator, in some region east of the Euphrates valley, to recover the cult-images of primitive Sumerian gods, and to bring to light examples of the picture-writing from which the early cuneiform characters were derived".

Lutz, Henry Frederick: **An Old Babylonian Divination Text.** Sonderdruck aus „University of California Publications in Semitic Philology", Vol. 9, Nr. 5. (S. 367—377, Taf. 2 u. 3.) 4°. Berkeley: Univ. of California Press 1929. Bespr. von Alfred Boissier, Chambésy.

Monsieur Lutz a donné une excellente publication d'un texte divinatoire qui rentre dans la catégorie de ceux traduits par Hunger (Becherwahrsagung, Leipzig 1903). Je ne puis souscrire à ce que dit l'auteur dans son introduction. Le sens proposé pour NA est inadmissible. Ce n'est ni *amêlu* ni le *manzazu* de l'extispicium. Il désigne ici et dans chaque phrase une matière quelconque, répandue, et dont on tire des pronostics d'après les formes qu'elle prend durant l'opération. Traduire par exemple Recto, 31:

šumma NA *a-na ši-ni šu-zi-i-iz ši-ni-it te-mi-im:*
Si le NA se divise en deux parties, déraisonnement; M. Lutz traduit:

If a man made an assignment to another: delirium. Le calembour *šini: šinit* est manifeste.

L 32. Si le NA est coiffé d'un bonnet, élévation de la tête et non pas „insubordination", comme l'indique Lutz. Il y a une logique divinatoire.

J'ai relevé d'autres passages, où la traduction me paraît devoir être révisée. Remercions l'auteur de nous avoir donné une copie exacte d'un document de la première dynastie babylonienne.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum.

Budde, Prof. D. Dr. Karl: **Jesaja's Erleben.** Eine gemeinverständliche Auslegung der Denkschrift des Propheten (Kap. 6, 1—9, 6). Gotha: Leopold Klotz Verlag 1928. (VII, 123 S.) 8°. = Bücherei der Christlichen Welt. RM 5 —. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Schon 1923 hatte Budde in einem Aufsatz der ZAW über die „Schranken, die Jesaja's prophetischer Botschaft zu setzen sind" den Satz aufgestellt, daß, wenn man den Propheten Jes als lebendige Persönlichkeit kennen und würdigen lernen wolle, die aufbauende Arbeit bei des Propheten „Denkschrift" (Kap. 6, 1—9, 6) einsetzen müsse (S. 165). In Verfolg dieses Gedankens und fußend auf seine dort gewonnenen Ergebnisse kommt es Budde in der vorliegenden gemeinverständlichen Schrift darauf an, diese aufbauende Arbeit zu leisten. Die Denkschrift erweise sich an ihrem jetzigen Platze deutlich als ein Fremdkörper und störe den Zusammenhang, der sich zwischen Kap. 5 und Kap. 9 ergibt (vgl. den gleichen Kehrreim in 5, 25b und 9, 11b. 16b. 20b; 10, 1 bilde zusammen mit 5, 8—22 ein „siebenfaches Wehe"). Zudem unterscheide sich diese Denkschrift vom übrigen Buche durch ihre „Ichform" (7, 3 und 7, 13 ist die erste Person zu lesen), in der das persönliche Erleben des Propheten stark in den Vordergrund trete. Ursprünglich habe dieser ganze Abschnitt wohl hinter 1, 1 gestanden, das anders lautet als sonst die Überschriften. Abweichend von der üblichen Auffassung stellt für Budde die Denkschrift sich als eine zusammengehörende Einheit dar; die wiederholten neuen Ansätze erklären sich dadurch, daß die Denkschrift

1) Nur in einem Punkte muß ich widersprechen: in der Frage des Monotheismus, den Langdon S. VII für die Religion der J.N.-Zeit, soweit man aus ein paar Götternamen etwas folgern kann, annehmen will. Dieser Annahme stehen jedenfalls die Darstellung auf den Siegelabdrücken, die Schlangen, der Mušruš-Drache, die eigenartigen, vielleicht Dämonen darstellenden Menschenfiguren entgegen, auch wenn zufällig nichts davon in den vorliegenden Texten — ihrer ganzen Art nach an sich unwahrscheinlich — stehen sollte.

den Verlauf mehrerer Jahre widerspiegele. Für ihr Schlußstück (9, 1—6) wird die verbreitete „eschatologisch-mirakulose" Auffassung abgelehnt; diese Weissagung sei vielmehr ganz „diesseitig" zu verstehen. Sie ist so nicht in Erfüllung gegangen; deshalb habe Jes auch unter der Regierung des Ahaz grundsätzlich vor der Öffentlichkeit geschwiegen (28, 23 ff. scheint hierauf anzuspielen). Wenn trotzdem dieser Abschnitt das Ausbleiben der Erfüllung so glücklich überdauert hat, so erkläre sich das am besten damit, daß es eben eine Denkschrift für Jes's Jünger war (vgl. 8, 11 ff.). Die Untersuchung geht, wie man sieht, vielfach neue, unbekannte Wege. Im einzelnen weiß Budde mit viel Geschick und Umsicht seine Thesen zu begründen und die vielen Einzelverderbnisse des Textes, die das Verständnis erschweren, in sorgfältiger und ansprechender Exegese richtig zu stellen. Mit Rücksicht auf die Gemeinverständlichkeit — die Arbeit ist erschienen in der „Bücherei der Christlichen Welt" — ist von einer Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen mit Recht abgesehen worden; sie wird nur geboten, soweit sie zur Rechtfertigung der eigenen Anschauung notwendig ist. Im Interesse der Übersichtlichkeit wäre erwünscht, daß die dargebotene Übersetzung sich im Druck noch schärfer von der Erklärung abhebt.

Bauer, Hans, u. Pontus **Leander**: **Kurzgefaßte Biblisch-Aramäische Grammatik**, mit Texten und Glossar. Halle a. S.: Max Niemeyer 1929. (VIII, 81 S.) gr. 8°. RM 4.40. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Die Verf. haben bald ihr Versprechen erfüllt, ihrer großen Grammatik des Biblisch-Aramäischen „eine für die Zwecke des Unterrichts bestimmte Bearbeitung dieser Grammatik" folgen zu lassen. Diese kurze Fassung gibt in knapper, klarer Darstellung die Haupttatsachen der Sprache. Nach der Einleitung (§ 1) werden in 44 Paragraphen behandelt: I. Lautlehre; II. Formenlehre, A) Pronomen, B) Verbum, C) Nomen, D) Partikel; III. Syntax, Ausgewählte Bemerkungen. Darauf folgen Verbparadigmen, Die aramäischen Stücke des Alten Testaments, Glossar. Druck und Ausstattung sind, wie in der großen Grammatik vorzüglich.

An biblisch-aramäischen Grammatiken ist ja kein Mangel. Was aber das Werk der Verf. von den früheren Werken unterscheidet, ist die modern sprachwissenschaftliche Einstellung, die Übertragung der indogermanistischen Methoden auf die Semitistik. Das habe ich bereits in meiner Besprechung der großen Grammatik (OLZ 1928, Sp. 578—580) betont, wo ich auch einige prinzipielle Bemerkungen dazu gegeben habe, so daß ich hier nur darauf zu verweisen brauche. Ich möchte aber noch erwähnen, daß die alte Anordnung der Verbalparadigmata (3. Pers., 2. Pers., 1. Pers.) mir klarer, für Lernzwecke geeigneter und auch dem Aufbau des semit. Verbums besser angepaßt erscheint als die Anordnung der Verf. (1. Pers., 2. Pers., 3. Pers.). Diese kurze Grammatik ist „konzentrierte Nahrung", die mit großer Sorgfalt und Genauigkeit zubereitet wurde; aber sie kann dem Anfänger nur durch einen sprachwissenschaftlich geschulten Lehrer schmackhaft und verdaulich gemacht werden. Wer, genügend vorbereitet, das Buch zum Selbstunterricht benutzt, wird durch den engen Zusammenhang von Lautlehre und Formenlehre und durch die vielen Verweise aus der letzteren auf die erstere sehr gefördert werden.

Es sei mir gestattet, hier von den Einzelbemerkungen, die ich zu machen hätte, einige mitzuteilen. S. 12 werden als Stammformen Pa'el, Hipp a'al, ('Ippa'al) angeführt; und so werden die Namen auch sonst geschrieben. Ich würde, der Deutlichkeit wegen, doch lieber wie Brockelmann Pa"el und Hippa"al schreiben oder, wie Nöldeke, die Bezeichnungen einfach als „Scheidemünzen" gebrauchen und Pael, Hithpaal schreiben. — S. 13, Z. 10: Statt tertiae laryngalis würde ich bei allen semitischen Sprachen lieber ultimae laryngalis sagen, um Quadrilittera einzuschließen. — S. 14, f.: Auf die besonders wichtige Parallele des Äthiop. zu dem Genusunterschied *-ū, -ā* in der 3. Pers. Plur. wäre vielleicht auch hier hinzuweisen. — S. 17, § 18, Z. 2: Vor der Form *taḫḥeṗ* fehlt der Stern als Zeichen der mit Sicherheit erschlossenen Form. Das Fehlen des Sterns habe ich sonst auch öfters angemerkt, so u. a. bei וּדָה und וְצָא (S. 20 unten), die ja im Glossar auch unter י erscheinen, ferner bei יָד (S. 21 oben) u. a. m. — S. 17, Z. 2 u. 1 v. u.: Der Satz wäre in folgender Fassung besser: „Diese Gemination des *s* wurde dann im Inf. Haf. durch den Einschub eines *n* aufgelöst", denn eine Gemination kann doch kaum durch ein eingeschobenes *n* „vereinfacht" werden. — S. 19, Z. 2: Hier wird die Form יְהָךְ „er geht" ohne Fragezeichen unter die Verba ע״י gestellt, und auch im Glossar steht S. 72 „הוך gehen" ohne Stern; dabei wird aber auf die Stelle in der großen Gramm. verwiesen, an der die Verf. ihre Ansicht näher begründen. Ich bin mit ihnen durchaus einverstanden, wenn sie sagen, daß man nicht eine Assimilation von *l* an *h* nach Analogie der von *l* an *s* im Verbum סלק annehmen dürfe. Andererseits kann man für das Zusammentreffen zweier verschiedener Wurzeln beim Verbum „gehen" auf die romanischen Sprachen verweisen. Dennoch habe ich meine Bedenken gegen die Annahme einer ursprünglichen aram. Wurzel הוך in der Bedeutung „gehen", zumal das äth. *hōka* „bewegen" nur transit. gebraucht wird und in anderen semit. Sprachen nicht belegt ist. Bei einem vielgebrauchten Worte, wie הלך es in den nordsemit. Sprachen ist, können leicht Verkürzungen oder Veränderungen eintreten, die außerhalb der sonstigen Sprachgesetze stehen. Im syr. *ēzal* fällt das *l* aus in Formen wie *ēzaṗ, tēzīn* usw.; man vergleiche auch Ma'lūlā-For-

men wie *cōz, nōz, zīš* u. a. (Bergsträßer, Glossar, S. 105). Im Hebr. wird niemand יֵלֵךְ von הָלַךְ trennen. Es ist mir daher doch wahrscheinlicher, daß bibl.-aram. יְהַךְ durch Ausfall (nicht Assimilation) des *l* entstanden ist und wie ein Verbum med. ו punktiert wurde. — S. 21, Z. 10 v. u. steht „פְּלֶגָּה* „Abteilung" (heb. Vokalisation)". Das ist natürlich richtig; aber die Schreibung mit Dagesch im ג ist nicht überall durchgeführt. Kittels Text hat Esr. 6, 18 das Wort ohne Dagesch, wie auch bei Ges.-Buhl im Lex. angegeben ist. Da dies die ältere Form zu sein scheint, hätte sie hier Erwähnung verdient.

Picard, L.: Zur Geologie der Bēsān-Ebene. Dazu eine geologische Karte mit Profil, 3 Textfig. u. 4 Abb. nach photogr. Aufnahmen. Leipzig: J. C. Hinrichs 1929. (73 S.) gr. 8° = S.-A. a. d. Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Bd. 52. RM 5.40. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Als Bēsān-Ebene wird vom Verf. das ganze Tal des nahr dschālūd bezeichnet, er bietet also eine geologische Untersuchung der Niederung von *zerʿīn* bis zum Jordan mit Hinzunahme ihres Nord- und Südrandes. Sie bedeutet natürlich eine genauere Erfassung des Sachverhalts als sie Blanckenhorn einst möglich war. Gegenüber seiner Karte erscheint das Diluvium (in zwei Formen) auf das Jordantal mit Einschluß der Umgebung von *bēsān* beschränkt, während das Tal des *nahr dschālūd* oberhalb, gewiß mit Recht, als alluvial betrachtet wird, im Norden von basaltischem Gelände, im Süden von eozänem Kalk eingefaßt, dies wie bei Blanckenhorn. Aber die Hauptsache sind die mitgeteilten Einzelheiten, die unter den Gesichtspunkten der Morphologie, der Stratigraphie, der Entstehungsgeschichte, der technischen Nutzbarkeit (Quellen und Bäche) und der vorgeschichtlichen Kultur betrachtet werden. Die Arbeit geschah im Auftrage des Jüdischen Nationalfonds, sollte also ebenso wie die frühere Arbeit desselben Verf. über die westlich anschließende Kischonebene (ZDPV, 1928, S. 5ff.) der jüdischen Kolonisation dieses Landesteiles eine geologische Grundlage geben.

Obermayer, Jacob: Die Landschaft Babylonien im Zeitalter des Talmuds und des Gaonats. Geographie und Geschichte nach talmudischen, arabischen und anderen Quellen. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1929. (VIII, 362 S., 2 Ktn.) gr. 8° = Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, Nr. 30. RM 16 —; geb. 18 —. Bespr. von S. Klein, Jerusalem.

Es ist schon mehrfach versucht worden, die Geographie Babyloniens, der Heimat des babylonischen Talmuds und des Sitzes der gaonäischen Hochschulen bis ins 12. Jahrhundert hinunter, nach talmudischen Quellen darzustellen. Bei allen früheren Bearbeitern (s. die Literatur bei Berliner, Beiträge zur Geographie und Ethnographie Babyloniens im Talmud und Midrasch, Berlin 1883, S. 70 f.) ist aber der gleiche methodische Fehler zu beobachten: zur Feststellung der recht zahlreichen Ortsnamen und Ortslagen wird fast ausschließlich nur die klassische Literatur herangezogen, während in Wirklichkeit (wie dies schon von de Goeje, ZDMG 39, 1 ff. gezeigt wurde) aus den geographischen und historischen Schriften arabischer Verfasser, die der talmudischen und besonders der gaonäischen Zeit bedeutend näher standen und die Namen in semitischer Form darbieten, eine weit fruchtbringendere Belehrung zu schöpfen war. Von dieser richtigen Erkenntnis ausgehend, mit reicher Kenntnis sowohl der talmudischen wie der arabischen Literatur ausgerüstet, unternahm Obermayer die neuerliche Bearbeitung des Gegenstandes, wobei dem im 85. Jahre seines Lebens stehenden Verfasser sein langjähriger Aufenthalt im Orient, namentlich in Mesopotamien ganz besonders zugute kam. Das Werk erscheint unter den „Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" und Prof. J. Elbogen leitet es mit einigen die Arbeit würdigenden Sätzen ein.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen des Verfassers über „Babylonien das Stammland Israels", werden II. die Verkehrswege zwischen Palästina und B. (7—67) dargestellt; III. bespricht die „Grenzen Babyloniens" (71—118), und die Abschnitte IV. und V. (der Hauptteil des Werkes) bieten „Wanderungen durch Assyrien und B. den Tigris entlang", bzw. „längs des Euphrates" (128—338). Mehrere sorgfältig bearbeitete Register ermöglichen die Benutzung des sehr reichhaltigen und schön ausgestatteten Buches.

Wie schon im Titel angegeben, beschränkt sich der Verf. nicht auf die talmudische Epoche, berücksichtigt vielmehr und mit Recht das damit eng verbundene gaonäische Zeitalter und zieht sehr oft auch die jüdischen wie arabischen Reisenden heran. Besonders oft läßt er sich auf seinen Wanderungen von Benjamin aus Tudela führen und bietet dabei nicht selten wichtige Beiträge zur Erklärung des noch immer nicht gehörig bearbeiteten Reisebuches dieses Verfassers aus dem 12. Jahrhundert. Es ist überhaupt keine trockene Topographie, die von Obermayer geboten wird, sondern eine Art Querschnitt der Geschichte der Landschaft unter besonderer Berücksichtigung der Ortslagen. Natürlich begnügt sich nicht der Verfasser damit, die den talmudischen ähnlichen Namen in der arab. Literatur nachzuweisen; er geht vielmehr der oft recht

schwierigen Fixierung der Ortslagen in dem durch seit Jahrhunderten andauernde Veränderung der Fluß- und Kanalbetten heute fast ganz anders gestalteten Gelände nach. Oft findet man bei ihm überraschend genaue Ansetzungen; die weniger sicheren werden hoffentlich andere zur neuerlichen Prüfung des Materials anregen.

Die Quellen werden nicht selten in extenso geboten, wofür dem Verfasser viele dankbar sein werden. Freilich wird hierbei manchmal zuviel des Guten getan[1], wie auch hie und da ein talmudischer Ausdruck nicht ganz sinngemäß wiedergegeben ist[2]. Es fällt auch auf, daß die Interpretation des Verfassers gleich in den Text hineingetragen wird[3].

Auch hätte die Unterlassung mancher fragwürdiger Hypothesen, die gar nicht zum eigentlichen Inhalt des Werkes gehören, dem Wert des Buches keinen Abbruch getan[4]. — Bezüglich der Darstellung der „Lichtsignalstationen" (S. 16 ff.) glaubt Referent anderer Ansicht sein zu müssen[5].

Aber diese kleinen Ausstellungen können und wollen den hohen wissenschaftlichen Wert der „mit bewundernswerter Frische" geschriebenen Arbeit nicht im mindesten herabsetzen. Obermayers Buch bietet reiche Belehrung jedem Talmudforscher und jedem Arabisten[6]. Verfasser weist auf S. 332, Anm. 1 auf seine der Veröffentlichung harrende Arbeit „Zur Geschichte der Juden Arabiens" hin. Hoffentlich wird es dem verehrten Verfasser vergönnt sein, auch diese Schrift in Bälde der Öffentlichkeit zu übergeben.

1) Vgl. S. 40, wo auch die Bemerkung Raschis etwas mißverstanden worden ist. Er meint bloß, der Name von סורא klinge an חסר an.

2) S. 191: der Epitropos ist kein „röm.-jüd. Landpfleger", sondern der Verwalter der Güter Agrippas in Galiläa.

3) S. 18 bezüglich Mischna Taanit I, 1; S. 23 bezüglich „Gola" in Mischna Roschhaschana II, 4. Es ist dort zweifellos die ganze babylonische und kleinasiatische Diaspora gemeint; das Wort כל darf daher keinesfalls gestrichen werden (S. 17, Anm. 1.). R. Josef meint, die erste babyl. Stadt, die das Feuersignal anzündete, sei Pumbaditha gewesen. Somit steht es nicht „ausdrücklich" in der Mischna, daß Pumbaditha die Fackeln schwenkte.

4) S. 74 über den Ursprung der Juden in Elephantine; 120: Kutäer = Christen in Babylonien; 229: über den Ursprung des christl. Namens von Lydda; 78 und 181 Anm. 2: über die Aufzählung der Himmelsrichtungen. Vgl. dagegen z. B. Gen. 13, 4; 28, 4; Ex. 23, 31; Deut. 3, 27; — Zu S. 96 (vgl. auch 137 Anm.) ist der Text der Theodor'schen Ausgabe von Genes. r. unbedingt zu berücksichtigen!

5) Vgl. Klein, Palästina-Studien Bd. I, Heft 4, S. 30; besonders aber Bd. II, Heft 2, S. 12 ff. („Jeschurun" 1929).

6) Es sei auch auf die zahlreichen Erklärungen persischer Begriffe und Worte im Talmud hingewiesen.

Kopp, Dr. theol. Clemens: **Elias und das Christentum auf dem Karmel.** Paderborn: Ferd. Schöningh 1929. (184 S., 19 Abb.) gr. 8°. = Collectanea Hierosolymitana. Veröffentl. d. Wissensch. Station der Görresgesellschaft in Jerusalem. III. Bd. RM 14 —; geb. 16 —. Bespr. von A. Allgeier, Freiburg i. B.

Der Verfasser dieses wertvollen Buches hat zwei Jahre in Haifa, also in unmittelbarer Nähe des Geländes zugebracht, dem er die vorliegende wesentlich archäologische Studie gewidmet hat. Auf dem Karmel fand nach 1 Kge das berühmte Opfer des Propheten statt. Die Tradition läßt Elias ferner ebendaselbst eine Prophetenschule leiten und stellt sich auch Elisäus in ähnlicher Wirksamkeit vor. Später hätten u. a. die Essener die Überlieferungen fortgesetzt, und das Urchristentum habe hier eine Heimstätte gefunden. Aus diesen Keimen sei der Karmeliterorden entwickelt worden. Tatsächlich ist das ganze Karmelmassiv mit Eliaserinnerungen reich durchsetzt. Aber wie an so vielen anderen Punkten hat der Forscher nicht die Empfindung, sich auf sicherem historischen Boden zu bewegen. Kopp hat sowohl die literarische wie die monumentale Bezeugung sorgfältig durchgearbeitet, um ein selbständiges Urteil zu gewinnen. Er hat das Gebiet wiederholt durchwandert und mit den schriftlichen Quellen zusammengehalten. So ist es ihm gelungen, einige sichere Entwicklungslinien herauszustellen: das biblische Opfer verlegt er auf die nördliche Erhebung des Muḫraḳa, die älteste Karmeliterniederlassung an die Eliasquelle bei Ain es-siāch, und am Karmelkap, unterhalb des heutigen Klosters, in el-Chaḍer findet er eine vorchristliche, vielleicht vorisraelitische, kanaanäische Kultstätte. So erhält der Leser eine lebhafte und eindrucksvolle Vorstellung von den wechselreichen Schicksalen des Berglandes, und ein wichtiges Stück Religionsgeschichte zieht am Auge vorüber. Einige Positionen hätten sich vielleicht noch schärfer zeichnen lassen. Der Karmel ist doch wohl nie recht israelitisches Gebiet gewesen. Das wäre durch eine siedlungsgeschichtliche Betrachtung zu erhärten gewesen. Auch in frühchristlicher Zeit gehörte er nicht zu den üblichen Pilgerstätten. Es ist bemerkenswert, daß Hieronymus im 108. Brief, wo er seine Reise nach Palästina beschreibt und an der syrischen Küste der Orte gedenkt, quae sacris voluminibus continentur, wohl anführt: Berytus, Sidon, Sarepta, Tyrus, Accho, Mageddo, Dor, Caesarea, aber den Karmel übergeht.

Aber ich möchte die mühsamen und ergebnisreichen Untersuchungen nicht erweitern. Insofern sie manche liebgewonnene Meinung unbarmherzig zerstören, hinterlassen sie zunächst weithin einen negativen Eindruck. Allein nur so ist für die wissenschaftliche Arbeit der Weg frei zu machen. Darum möchte man wünschen, daß solche Forschungen mit demselben literarischen und archäologischen Rüstzeug auch auf andere Gebiete ausgedehnt würden. Zu empfehlen wäre noch, eine genaue geographische Geländeaufnahme beizugeben.

Glaue, Prof. D. Paul: **Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Universitätsbibliothek II.: Ein Bruchstück des Origenes über Genesis 1, 28** (P. bibl. univ. Giss. 17). Gießen: Alfred Töpelmann 1928. (35 S., 1 Taf.) gr. 8° = Schriften der Hessischen Hochschulen. Univ. Gießen. Jahrg. 1928, Heft 1. RM 1.80. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Unter den griechischen Papyri kommen allmählich nun auch Schriften der Kirchenväter zum Vorschein, die solange auf sich warten ließen, daß ich wenigstens glaubte, man müßte endgültig darauf verzichten. Um so mehr freue ich mich, schon das zweite Stück aus Origenes anzeigen zu können; das erste brachte Paul Collart in den Papyrus Bouriant ans Licht (vgl. Gnomon 4 (1928) 222 ff.), wenn es wirklich Origenes ist und nicht nur aus ihm geschöpft; was aber Glaue veröffentlicht, läßt sich kaum anzweifeln. Denn es stimmt zu auffällig mit Rufins lateinischer Bearbeitung der ersten Genesis-Homilie überein, als daß es eine Entlehnung sein könnte. Nur bleibt es eine Frage, ob der neue Text einem Kommentar oder einer Predigt angehört; der Herausgeber meidet eine bestimmte Antwort.

Der Gang der Predigt oder Auslegung ist eigentümlich genug. Obgleich die erste Zeile des Papyrus nicht den Anfang der Arbeit bildet, sieht man doch klar die Bibelstelle, die Origenes behandelt: Genesis 1, 28: αὐξάνεσθε καὶ πληθύνεσθε καὶ πληρώσατε τὴν γῆν καὶ κατακυριεύσατε αὐτῆς usw. Mit diesen Worten des Segens: „wachset und mehret euch" berührt sich im Gedankengange des Origenes das Gleichnis von den anvertrauten Talenten im Evangelium: Gott will, daß wir alles Gute in uns fördern und mehren. Von hier aus ergibt es sich von selbst, den Segen jener Genesisstelle aufs Geistige zu deuten: der Same des λόγος, der σοφία, δικαιοσύνη und ἀρετὴ soll wachsen und gedeihen. Versteht man es so, dann muß freilich auch in dem Segensgebote πληρώσατε τὴν γῆν ein innerer Sinn liegen: die Erde ist der menschliche Körper. Ihn soll der Fromme beherrschen, während der Unfromme sich von ihm beherrschen läßt. Herrschen ist nichts andres als Erfüllen, nämlich mit „rechtem Tun". Gott will aber auch, daß der Mensch herrsche über die Fische und Vögel, das Vieh und die Kriechtiere, und so müssen diese alle etwas bedeuten: die Fische sind αἱ ἐν ἀποκρύφῳ καὶ ἐν βάθει ἐνθυμήσεις, die Vögel ὁ ἐν ἡμῖν λόγος, die κτήνη καὶ ἑρπετὰ sind die σωματικαὶ πράξεις. Wer sie alle bändigt, wird ein Bild Gottes und gewinnt den „pneumatischen" Segen, vor allem der πρῶτος ἄνθρωπος Adam, der von Gott selbst gestaltet ist, nicht erzeugt und geboren wie alle Späteren. Damit ist Origenes bei seinem Ausgangspunkt angelangt und hat die Deutung des Paradiessegens aufs Geistige erreicht. Die Bibelstellen, die er anführt, und es sind ihrer nicht wenig in diesem kurzen Ausschnitt, dienen alle demselben Ziel, der geistigen oder geistlichen Deutung. Immerhin, diese Auffassung wird nicht von vornherein als selbstverständlich vorgeführt, sondern sorgsam abgeleitet; gleichviel ob wir uns überzeugen lassen oder nicht, es ist eine wissenschaftliche Art zu denken, die hier das Verständnis durch Allegorie erst sucht und dann findet.

Glaues Text bietet einige Anstöße, die ich an der Hand der Tafel nicht beseitigen konnte; auch über die Gestaltung des Textes kann man hier oder dort andrer Meinung sein. Aber das würde die Leser dieser Zeitschrift nur belästigen. Jedenfalls hat Glaue getan, was dem ersten Herausgeber obliegt.

Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. IV. Bd.: Beer—Bing bis Cagliari. Berlin: Eschkol A.-G. 1929. (XXIII, 1248 Sp.) 4°. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Aus dem mit rühmenswerter Pünktlichkeit erschienenen neuen Bande verdienen besondere Hervorhebung die Artikel Berlin, Berufsstatistik, Bibel (268 Spalten), Bibliographie, Biographische Literatur, Buchschmuck, Buchwesen. Der ungeheure in den Art. „Bibel" niedergelegte Stoff ist übersichtlich in 14 Kapitel eingeteilt und von fast 30 Spezialisten bearbeitet, die wenigstens zum allergrößten Teile wissenschaftlich durchaus auf der Höhe stehen. In dem an sich dankenswerten Kapitel „Biblische Motive in der Weltliteratur" fehlt auffallenderweise eine besondere Behandlung des englischen Schrifttums[1]. Die zahlreichen biographischen Artikel sind nach Umfang und Inhalt manchmal ungleichmäßig. So wäre, um nur ein Beispiel herauszugreifen, der durchaus unzulängliche Art. über „Jakob Bernays" besser einem klassischen Philologen von Fach über-

1) Vgl. die reichhaltige zweibändige „Hebrew Anthology" von George A. Kohut (Cincinnati 1913), die alle vom AT und nachbiblischen jüdischen Schrifttum inspirierten englischen Gedichte und Dramen vom elisabethanischen Zeitalter bis zur Gegenwart umfaßt.

tragen worden. Alles in allem jedoch erfüllt das Werk in hohem Maße die berechtigten Ansprüche auf Zuverlässigkeit und Vollständigkeit.

Nachstehend einige Ergänzungen und Berichtigungen in Einzelheiten! Sp. 11 s. v. Beirut fehlt Hinweis auf die Ableitung des Ortsnamens von בארות, die Stephanus Byz. ausdrücklich angibt[1]. — 89—90 fehlt versehentlich Angabe der Universität, an welcher Moritz Benedikt als a. o. Prof. wirkte. — 273, Z. 21 v. u. lies 1885. — Ebd. Z. 15 v. u. lies Treuenfels. — 290, Z. 13 v. u. „Direktor" lies „Oberbibliothekar". — 491, Z. 20 v. u. lies פסוקים. — 522, Z. 6 lies סֵפֶר. — 674, Z. 27 v. u. lies כמשמעו und רפידים. — 687, Z. 18 v. u. lies νόμος und γραφαί. — 716, Z. 2 v. o. lies Sarsowsky. — 730, Z. 6 lies Mosaide. — 987, Z. 29 v. u. lies θεὸν ὕψιστον. — 1047, Z. 16 v. u. M. Joël starb 1890. — Ebd., Z. 10 v. u. H. Vogelstein kam 1920 nach Breslau. — 1181, Z. 21 v. u. lies Dr. Beck.

[Schechter:] Genizah Studies in Memory of Dr. Solomon Schechter. II. Geonic and Early Karaitic Halakah by **Louis Ginzberg.** New York: The Jewish Theological Seminary of America 1929. (XV, 640 S.) gr. 8°. = Texts and Studies of the Jewish Theological Seminary of America. Vol. VIII. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

„Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß die Entdeckung der Genisa auf keinem Gebiete der jüdischen Wissenschaft so epochemachend war wie in der Geschichte der Geonim". Diese Bemerkung aus der (englischen) Vorrede des Werkes bedarf noch der Ergänzung durch den Hinweis auf die Tatsache, daß seit mehr als zwei Jahrzehnten sich niemand größere Verdienste um die Erschließung dieser neuen Quellen erworben hat als Louis Ginzberg. Schon in den zwei Bänden seiner Geonica[2] hat er eine Fülle von Material zum ersten Mal vorgelegt und ihm wichtige Resultate entlockt, und jetzt krönt er seine damalige Leistung durch Veröffentlichung und Bearbeitung 57 neuer, zum Teil bedeutsamer Texte, die er in folgende Gruppen einteilt: Responsen, Halachakodifikationen und Talmudkommentare. Jedem Text ist eine (hebräische) Einleitung vorausgeschickt, die oft schon in sich den Wert einer selbständigen Monographie hat. Die Responsen enthalten, wie Ginzberg bemerkt, ein ungeheuer interessantes Material für die Geschichte der Halacha. Von den Kodifikationen ist die wichtigste ein Fragment des ספר השטרות, für welches die schon früher von Ginzberg behauptete Autorschaft des Gaon Hai nunmehr erwiesen ist. Aus der Gruppe „Talmudkommentare" ist ein Stück aus einem Kommentar des gleichen Gaon zum Traktat Šabbāt hervorhebenswert.

Für die Geschichte des Karäertums werden ebenfalls eine Reihe wichtiger Dokumente ans Licht gezogen: Teile des ספר המצות von Anan, von welchem schon durch Harkavy und Schechter Fragmente entdeckt worden waren, sowie Überreste sonstiger halachischer und exegetischer Schriften der Karäer, darunter des Bibelkommentars von Al-Kumsi. Den Abschluß des Werkes bildet eine längere Untersuchung über die Fragmente eines פירקוי בן באבוי betitelten Werkes, dessen Verf. gegen Ende des 8. Jahrhunderts den Versuch unternahm, die palästinensischen Juden der Autorität des babylonischen Talmuds und der Geonim zu unterwerfen.

Drei reichhaltige Indices ermöglichen erst die Verwertung des fast unübersehbaren hier vorgelegten neuen Materials, auf welches Referent nur in aller Kürze hinweisen konnte, während er eine eingehende wissenschaftliche Würdigung Berufeneren überlassen muß[1].

Semitistik, Islamistik.

Basset, René: **Le Dîwân de Orwa ben el Ward traduit et annoté.** Paris: Paul Geuthner 1928. (III, 74 S.) gr. 8°. = Publications de la Faculté des lettres d'Alger. Ire Série — Bulletin de Correspondance Africaine, Tome LXII. 25 Fr. Bespr. von Paul Schwarz, Leipzig.

Ein lieber alter Bekannter stellt sich hier den Freunden der arabischen Literatur in einem neuen Gewande vor. Im Jahre 1863 veröffentlichte Nöldeke in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (Bd. 11) „die Gedichte des ʿUrwa ibn Alward" nach einer Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek. Obwohl inzwischen in Kairo ein Nachdruck in den „Fünf Diwanen" erschienen war und nach diesem Cheikho die Texte in seine Sammlung der „Christlichen Dichter" aufgenommen hatte, geht Herr Basset mit gutem Recht wieder auf Nöldekes Ausgabe zurück, ermöglicht aber durch eine Übersichtstafel (auf S. 4) auch die Benutzung der beiden anderen Drucke.

Der Beduine ʿUrwa ibn al-Ward vom Stamme ʿAbs, der in der Zeit kurz vor Muḥammed lebte, verdient als Dichter wie als Mensch einige Aufmerksamkeit. In den Erzählungen seiner Volksgenossen lebt er fort als ein Mann, der fremde Not zu stillen sucht, obwohl er selbst nur über wenig Besitz verfügt. In Zeiten allgemeiner Bedrängnis soll er die von ihren Angehörigen verlassenen Greise, Kranken und Erschöpften, ohne sich auf die Angehörigen des eigenen Stammes zu beschränken, gesammelt,

1) Vgl. meine Bemerkung zu Jes. 24, 15 im JQR New Ser. II, 100.

2) (XII, 210 und 425 S.) New York 1909, vgl. OLZ 1910, 407ff.

1) S. 401 Anm. 13 steht irrtümlich Makkot 5_1 statt 1_8.

ihnen Notquartiere in Erdgruben mit Reisigbedachung geschaffen und sie mit Nahrung und Kleidung versorgt haben. Ein sicherer Hinweis darauf, daß 'Urwa ein Christ gewesen wäre, ist in den erhaltenen Gedichten m. W. nicht zu finden. Unverfälscht arabisch ist jedenfalls die Art, in der 'Urwa die Mittel für seine Fürsorge aufzubringen sucht: mit den wieder zu Kräften gekommenen Männern seiner Schutzbefohlenen unternimmt er Raubzüge, nicht in dem Ausmaße der großen Razzien, wie sie etwa Euting beschreibt: zu Fuß ziehen die Teilnehmer aus nur mit einem Kamel, das die Waffen trägt. Einzeln zeltende Herdenbesitzer sind das Ziel der Unternehmung; die Beute wird an die Teilnehmer verteilt.

'Urwas Dichtungen sollen seinen Stammesgenossen als vorbildlich gegolten haben und die späteren Sprachgelehrten teilten diesen Standpunkt wohl in der Regel, nur vereinzelt steht die Weigerung des Abū 'Ubaida den Dīwān des 'Urwa dem Abū Ḥātim zu erklären.

Herr Basset schickt seiner Übersetzung der Gedichte des 'Urwa eine kurze Einleitung und die Übersetzung der Nachrichten über den Dichter aus dem Kitāb al-aġānī voraus. Die Einleitung faßt die seit Nöldekes Ausgabe über den Dichter erschienene Literatur zusammen und gibt eine kurze Würdigung des Dichters und seines Werkes. Dabei betont er die Grenzen, die einer sicheren Erkenntnis gezogen sind. Dankenswert ist hier die Zusammenstellung der anderen Dichter, die auch den Namen 'Urwa trugen und deren Gedichte bei ungenauen Anführungen leicht unter die 'Urwa ibn al-Ward zugeschriebenen geraten konnten. Freilich ist dies nicht die einzige Fehlerquelle. Neben der Übereinstimmung im Gedanken, die oft auf dem Wege über die innere Wahrscheinlichkeit zu positiven Behauptungen geführt haben mag, bietet zuweilen das bloße Vorkommen von Versen in Erzählungen über einen Dichter dem flüchtigen Leser Veranlassung, die Verse diesem Dichter beizulegen. So bilden die im Dīwān des 'Urwa Ged. 11, V. 1 und 2 mitgeteilten Verse nach Mubarrad, (*Kāmil*, 36, 5) eigentlich ein Stück aus einem Schmähgedichte eines ungenannten 'Absiten gegen 'Urwa ibn al-Ward.

Die Übersetzung des Abschnittes aus dem *Kitāb al-aġānī*, der nach dem Dīwān wichtigsten Quelle über den Dichter, wird dessen Gestalt den Lesern menschlich näher bringen. Die Übersetzung ist flüssig und elegant, Abweichungen vom Texte der Būlāḳer Ausgabe erklären sich zu einem Teil dadurch, daß der bei weitem bessere, durch Vergleichung mehrerer Handschriften gewonnene Text in Nöldekes Ausgabe auch benutzt wurde, und dadurch daß bei der Wiedergabe der eingestreuten Verse in der Regel die Überlieferung des Dīwāns bevorzugt wird. An anderen Stellen könnten bei einer neuen Auflage des Buches näher liegende Auffassungen berücksichtigt werden.

Die Übersetzung der Gedichte ist klar und geschmackvoll, bietet manche glückliche Wiedergabe, gelegentlich auch die Verbesserung eines kleinen Versehens des Vorgängers. An anderen Stellen läßt sich schwer entscheiden, welche Übersetzung im Recht ist, so Ged. 4, V. 1, wo die ältere Auffassung *nafs* auf die Frau, die jüngere auf den Dichter bezieht: die Anschauungen über das, was einem Manne ziemt, sind ja nach Volk und Zeitalter verschieden. Ähnlich deutet Ged. 11, V. 1 die jüngere Übersetzung, der Gegner scheue sich mehr als einen Gast zu bewirten, während die ältere Wiedergabe die Worte so versteht, daß der Gegner ausschließlich an sich denkt, nur sich selbst versorgt.

Neu und wichtig sind die „Notes" und die „Additions". Das erstere ist ein kritischer Apparat zu den Gedichten aus der seit Nöldekes Arbeit bekannt gewordenen arabischen Literatur. Der Herr Verfasser weiß, daß eine unbedingte Vollständigkeit hier nicht zu erreichen ist, und in der Tat lassen sich hier und da kleine Nachträge geben. Die „Additions" bieten 20 Fragmente in arabischem Text mit kritischem Apparat und Übersetzung. Auch hier sind kleine Ergänzungen möglich, aber sie können das Bild des Dichters und seines Werkes kaum verändern.

Die Arbeit des Herrn Basset wird das Studium des Dichters sicher neu beleben und erleichtern und damit zur Förderung der arabischen Studien überhaupt beitragen.

Stumme, Hans: **Arabische und berberische Dialekte.** Berlin: Preußische Staatsbibliothek 1928. (23 S.) gr. 8°. = Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften, hrsg. von der Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek. Nr. 45. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Die Sammlung will die Phonogrammaufnahmen, die im Gefangenenlager Wünsdorf von den Kriegsgefangenen gemacht worden sind, für die Wissenschaft und die Spracherlernung nutzbar machen. Im vorliegenden Heftchen ist der Inhalt von vier Sprechplatten vereinigt, drei arabischen und einer berberischen. Der Dialekt der arabischen ist der von Monastir in Tunisien, dessen Hauptunterschied von dem der Hauptstadt Tunis der Verf. kurz charakterisiert, die berberische Platte gibt den durch eine Monographie schon bekannten algerischen Schâwia-Dialekt wieder. Außer zum größten Teil in andern Sammlungen des Verfassers schon veröffentlichten 5 „'Arôbī's" und 12 Rätseln enthalten die arabischen Platten ein dreistrophiges Kriegslied, in dem der Gewährsmann seine Erlebnisse während des Welt-

krieges schildert. Die berberische Platte enthält vier Dschuḥaschwänke. Geboten wird eine phonetische Umschrift des Gesprochenen bzw. Gesungenen, ferner eine Wiedergabe in arabischer Schrift, die deutsche Übersetzung und Anmerkungen. Bei der gründlichen Vertrautheit des Verfassers mit beiden Sprachgebieten ist es selbstverständlich, daß die Umschrift ein getreues Bild der phonetischen Feinheiten der beiden Dialekte bietet, wie auch die deutsche Übersetzung dem Geist der Texte durchaus angemessen ist.

Goulven, J.: Les Mellahs de Rabat-Salé. Préface de Georges Hardy. Dessins de Hainaut. Couverture de Jabin. Paris: Paul Geuthner 1927. (XII, 163 S., 32 Taf.) gr. 8°. 75 Fr. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Rabat-Salé nennen die Franzosen die Stadt *S(a)lā* (daher die Nisbe *as-S(a)lāwī*), die an der atlantischen Küste Marokkos gelegen und von ihrer Schwesterstadt Rabāṭ durch den Unterlauf des Bū Regreg getrennt ist. Hier hat der Verfasser im Ghetto (*mellāḥ*) über die dortige Judenschaft von 1913 bis 1920 volkskundliche Studien gemacht, die er aus der Literatur und aus der Mitarbeit französischer Beamten ergänzte. Er begann seine Studien also kurze Zeit nach Errichtung des französischen Protektorates über Marokko, als Salā europäischem Einfluß noch vollkommen entrückt war. Schon in der Zeit 1920 bis 1924 konnte Goulven feststellen, wie rasch die neuen Entwicklungen alte Gewohnheiten und Einrichtungen änderten. Um so wertvoller sind seine sorgfältigen, mühseligen und umfassenden Feststellungen. Er schildert uns zunächst die räumliche Umwelt der dortigen Juden, das Mellāḥ und das jüdische Haus, mit allem, was als Sitte damit verknüpft ist. Die weiteren Kapitel behandeln: Das jüdische Kind; Schwarze Kaftane und weiße Schals; Heirat eines jungen Mädchens in Salā (mit Übersetzung zweier Heiratsverträge); Sitten aus altjüdischer Zeit und solche heidnischen Ursprungs; heilige Tage; die großen jüdischen Feste; Heiligenkult; Gemeinde-Einrichtungen von Salā; die Großrabbiner; Verhältnis von Juden und Muslimen in Marokko; Handelstätigkeit; Totenfeierlichkeiten und Leichenbegängnisse. Eine Bibliographie am Schluß verzeichnet meist französische Literatur (die ja über die in Betracht kommenden Verhältnisse sehr reich ist), doch auch einige anderssprachige Werke (so auch das vom Verf. vielfach verglichene Buch von Addison: The present state of the Jews in Barbary, 1675). Einige wenige deutsche Titel sind arg verstümmelt.

Daß eine Arbeit wie die vorliegende für viele Ergänzungen Raum bietet, ist selbstverständlich und wird vom Verfasser ausdrücklich betont. Als Einzelheit möchte ich anmerken, daß im Kapitel über die Heirat gesagt ist „le mariage implique en principe la monogamie" (S. 35), aber es ist nichts darüber mitgeteilt, ob und in wie weit tatsächlich Polygamie besteht. Als ich 1907 in Fes war, bat mich Rudolf Stammler festzustellen, wie in dieser Hinsicht bei den Juden in Marokko die Verhältnisse lägen. Ich konnte ihm bald mitteilen, daß der Großrabbiner von Fes in legaler Ehe mit zwei Frauen lebte. Ich besuchte persönlich diesen Großrabbiner, in Begleitung unseres deutschen Konsuls. Als wir mit ihm plauderten, saß er auf dem Sofa, rechts von ihm seine eine, links von ihm seine andere Frau[1].

Die teils nach Photographien, teils nach Zeichnungen gegebenen Abbildungen (einzelne farbig) sind vorzüglich. Indem sie u. a. interessante Typen, Einzelheiten der Bekleidung, Schmuckgegenstände, mannigfache Szenen des jüdischen Lebens usw. wiedergeben, unterstützen sie die Darstellung in sehr willkommener Weise.

In der Vorrede betont G. Hardy, Direktor der Kolonialschule in Paris und ehemaliger Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts in Marokko, das politische Interesse, das die Franzosen haben an einer genauen Kenntnis der „menschlichen Gruppen" (groupements humains), welche die Zufälle der Geschichte ihnen als Mündel anvertraut haben.

El Barkouky: Les rapports du pouvoir judiciaire et du pouvoir exécutif en Égypte. Influence des principes du droit français sur les idées orientales en matière de droit public. Deuxième édition. Paris: Dalloz 1925. (175 S.) 4°. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Die Forderung der grundsätzlichen Trennung der vollziehenden Gewalt von der richterlichen Gewalt kam im Orient später zur Anerkennung als im Abendlande. Nach einem kurzen Überblick über die Phasen der Entwicklung des neuen Ägyptens bis 1922 (S. 15—22) tritt der Verfasser des vorliegenden Buches in sein Thema ein. In einem kürzeren Abschnitt (S. 31—68) untersucht er Charakter und Begrenzung der vollziehenden Gewalt in Ägypten und zählt die verschiedenen Formen der Verwaltungsgerichtsbarkeit auf: ein hoher Gerichtshof, Dekret vom 19. Februar 1887; Sondergericht der Besatzungsarmee; Sonderbefugnisse des Kommandanten des Küstenschutzes in El-Kosseir; Kommissionen in Sa-

1) In dem einen der von Goulven mitgeteilten Ehekontrakte (S. 50) verpflichtet sich der Mann, zu Lebzeiten der Frau, die er heiraten will, keine andere Frau zu heiraten. Also kann er es an sich tun.

chen des Anschwellens des Nils, der Dämme und Kanäle, Heuschrecken, Landwege, Baupolizei, Auspfändung, Polizeiaufsicht, Presse (diese war bis 1923 in Ägypten den durch eine unabhängige Gerichtsbarkeit gegebenen Sicherungen entrückt), Steuern, Zölle, Tabak und Tombak. Die Durchführung der Entscheidungen der Kommissionen durch Personalarrest, Geldstrafen usw. ist gesetzlich geregelt. Städteverwaltungen können auch Verordnungen, welche Polizeistrafen festsetzen, erlassen. — Der längere und wichtigere Teil des Buches behandelt die richterliche Gewalt in zwei großen Abschnitten: Die heimische Gerichtsbarkeit (juridiction indigène) — Die Gemischte Gerichtsbarkeit (juridiction mixte). Übersichtlich werden die Organisationen dieser Gerichtsbarkeiten und ihre Zuständigkeiten gegenüber den Verwaltungsakten dargestellt. Zu der Darstellung der Gemischten Gerichte wird eine kurze historische Einleitung gegeben; diese Gerichte, deren Gesetzbüchern französisches Recht zugrunde liegt, stellen nach dem Urteil des Verfassers gegenüber den Kapitulationen einen ungeheuren Fortschritt dar (S. 115). Freilich blieb die fremde Konsulargerichtsbarkeit, dieser Pfahl im Fleische des ägyptischen nationalen Lebens, bestehen, und jetzt erst hat die englische Arbeiterregierung die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit zugunsten der Gemischten Gerichte in Ägypten vorgeschlagen (engl. Weißbuch Egypt No. 1, 1929, Cmd. 3376, S. 8). — Zum Schluß des Buches werden einzelne wichtigere Rechtsfälle behandelt, welche die verwickelten Rechtsverhältnisse Ägyptens, Kompetenzkonflikte usw. ins Licht setzen.

Die Darstellung El Barkoukys, obwohl 1925 gedruckt, macht Halt kurz vor der neuen Verfassung vom 19. April 1923. Diese ist nicht behandelt. Vielleicht aber machen die Verhältnisse der Periode der ägyptischen Geschichte 1923—1929 bald Platz neuen Umwandlungen, wie sie durch die neuen englischen Vorschläge eingeleitet zu sein scheinen. Zur Beurteilung der neuen Entwicklungen, die so oder so kommen müssen, sind Darstellungen wie die vorliegende von El Barkouky von großem Interesse.

Hasluck, F. W.: Christianity and Islam under the Sultans. Ed. by Margaret M. Hasluck. Vol. I u. II. Oxford: Clarendon Press 1929. (LXIV, 877 S.) 8°. 63 sh. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Hasluck, Bibliothekar an der British School zu Athen, hat von 1899—1916 auf dem Balkan, dann auch in Kleinasien die christlichen und muhammedanischen Heiligtümer untersucht. Nach seinem Tode 1920 bereitete seine Witwe die Studien für den Druck und nahm auch eine Reihe seiner früheren Aufsätze auf in diese Doppelsammlung: „Übergang christlicher Heiligtümer an den Islam und umgekehrt" und „Studien zur türkischen Volksgeschichte und -religion". Unterlage ist zunächst die umfangreiche europäische Literatur: Reisewerke von den alten Pilgerberichten an bis zu den Bädeker sowie religionswissenschaftliche, kunstgeschichtliche und folkloristische Teilstudien. Unter diesen sorgfältig verzeichneten etwa 900 Nummern sind zahlreiche neugriechische Schriften; von islamischen Werken dagegen sind nur ganz wenige übersetzte herangezogen: Mas'ūdī, Ibn Baṭṭūṭa, Evliya Ćelebi, und ein Manāsik al-ḥaǵǵ. Ein geborener Albanese übertrug einen Katechismus der albanischen Bektaschi (S. 554—62); die Studie von M. Choublier, Les Bektachis de la Roumélie, in Revue des Études islamiques I (1927) 427—53 konnte nicht mehr berücksichtigt werden. Hauptleistung des Verf.s ist die Nachprüfung an Ort und Stelle; die Auskünfte der Angesessenen verwendet er mit der nötigen Vorsicht, erklärt z. B. den vermeintlichen Aufenthaltsort eines Säulenderwisches am Athener Olympeion als einen bloßen Wasserturm (S. 636 ff.). Da die Herausgeberin sich der Unterstützung bekannter englischer Orientalisten erfreute, sind die Versehen gering: „The Yezidi Religion is, of course, known to contain Christian elements" (S. 144) ist ebenso wenig bewiesen, wie die enge Zusammenstellung der Jeziden ebendort mit den Kizilbasch oder wie die uneingeschränkte Bemerkung zur „verdorbenen Messe" der letzteren: „one of the prototypes of the Christian communion is found in the Persian Mithraism" (S. 152).

Der Wert des Buches ist vor allem der einer sorgfältigen Materialsammlung und -sichtung. Da es nach Vollständigkeit strebt, nimmt man gern in Kauf, daß es mit der Islamisierung der Sophienkirche anhebend zunächst oft Gesagtes bringt. Anziehender ist dann schon die Aufzählung von Kirchen, welche die Muhammedaner nach besonderen Vorfällen: Einsturz, Tod muslimischer Beter, Geistererscheinungen der bisherigen christlichen Schutzpatrone usw., wenigstens nicht als Moscheen zu benutzen wagten. Wertvoller noch ist die Zusammenstellung der weniger beachteten kleinen Dorfkirchen, die zumeist zu Tekkes von Derwischen wurden. Sein besonderes Augenmerk richtet H. auf die gemeinsamen Gnadenstätten, auch die natürlichen: heilige Berge, Quellen und Grotten. Ihr Utraquismus bietet ihm reiche Gelegenheit, das

beide Religionen überschneidende religiöse Volksleben zu betrachten, z. B. wie auch ohne Übertrittswillen Muhammedaner sich der Taufe als eines magischen Mittels bedienten (S. 31ff.; 36). Für den Übergang oder die Rückkehr islamischer Heiligtümer zum christlichen Kult boten die staatlichen Wandlungen seit 1912 vielen frischen Stoff, und für die heutige Türkei liefert das Buch die Bestandsaufnahmen der Klöster vor der Säkularisierung. So ist sein Wert durch den Zeitpunkt des Erscheinens erhöht. Ähnliches gilt von den fast die Hälfte ausmachenden Wiederabdrucken. In einem Fall ist die Angabe, daß es sich um einen solchen handelt, vergessen: „Renegade Saints" (S. 424—51) standen ähnlich schon in Contemporary Review CXXXI (1927) 640—44. Die Artikel, die hier auf den Gegenwartsstand der Forschung gebracht sind, zeigen ein buntes Vielerlei: Plato als islamischer Heilige, Grab des Polykarp, geheimnisvoller Tod des Chalifen Ma'mūn, Schloß der Jungfrau, Janitscharengeschichten, Traditionen türkischer Stämme, Kryptochristentum, türkische Schī'aformen u. a. Wichtig ist die Übersicht über die geographische Verteilung der Bektaschi, zumal der albanischen; auffallend ist die Werbekraft des Ordens, der noch in diesem Jahrhundert neue Klöster gründete, dann in den Kriegen seit 1912 viele verlor und sie jetzt, wenigstens innerhalb des albanischen Staates, im kleinen wieder einrichtet. Neben den Klöstern selbst und ihrer religiösen Bedeutung findet auch ihre Verknüpfung mit der politischen Geschichte reiche Berücksichtigung, so daß z. B. die Persönlichkeit des Ali Pascha von Janina sowie der innermuhammedanische Gegensatz zwischen den Bektaschi und den nordalbanischen sunnitischen Ghegs gut herausgearbeitet ist.

Stoffreichtum, ein sorgfältiger Index und gehaltvolle Anmerkungen (mit bisweilen allzu reichen Assoziationen, wie sie sich Folkloristen gern aufdrängen) machen die Sammlung recht schätzenswert.

Philby, H. St. J. B.: **Arabia of the Wahhabis.** London: Constable & Co. 1928. (XIV, 422 S.) 8°. 31 sh. 6 d. Bespr. von E. Bräunlich, Greifswald.

Das vorliegende Buch bildet den 3. Band des 1922 erschienenen Werkes des Verfassers: The Heart of Arabia, dessen deutsche Übersetzung unter dem Titel „Das geheimnisvolle Arabien" der Referent in dieser Zeitschrift 1928, Sp. 342—348 anzeigte. Was allgemein über die Wichtigkeit und den Wert der beiden älteren Bände zu sagen war, gilt uneingeschränkt auch für diesen. Wenn er an geographischen Entdeckungen und Schilderungen bisher gänzlich unbekannter Gegenden Arabiens weniger ergiebig ist, so wird dieser Ausfall wettgemacht durch eine um so reichere Ausbeute an Daten und Ergebnissen, die die Zeit- und jüngere Vergangenheitsgeschichte, die kulturellen Verhältnisse und das soziale Leben Ostarabiens angehen.

Der Band umfaßt den Zeitraum von Ende Juni bis Mitte Oktober 1918. In ihn fallen also die für die politischen Zustände Arabiens bestimmenden Ereignisse gegen Kriegsende: Die erfolgreichen Operationen von General Allenby und Oberst Lawrence in Syrien und der Beginn des Kampfes zwischen Āl Sa'ūd und Ibn Rašīd. Von den ersteren erhielt Philby erst Kenntnis, als er nach Beendigung seines Aufenthaltes in Arabien nach Kuwēt zurückkehrte. Dagegen bilden das Betreiben der Herbeiführung von Feindseligkeiten zwischen den beiden rivalisierenden Dynastien in Rijāḍ und Ḥājil, die Überwachung der Rüstungen Āl Sa'ūd's und die Beobachtung des Kampfes den Richtungspunkt für des Verfassers Anwesenheit und Wanderungen in Arabien während dieser Periode.

Die Erreichung dieses Zieles wurde erleichtert durch die persönliche Freundschaft, die den Verfasser mit Āl Sa'ūd verband, durch sein sicheres Taktgefühl, durch die — freilich nicht risikolose — Aussicht Āl Sa'ūd's auf eine gewaltige Stärkung seiner Position und durch das blinde Vertrauen und die bedingungslose Disziplin der Iḫwān-Verbände gegenüber dem Führer. Ein schlagendes Beispiel für die Wirkung der Persönlichkeit Āl Sa'ūd's auf seine Iḫwān liefert die Schilderung der Ratsversammlung, in der der Fürst den unpopulären Kriegsplan gegen das wahhābitische Schammarreich darlegt (S. 102—104, wozu S. 224 zu vergleichen ist).

Dagegen wurde Philby die Erreichung des oben skizzierten Zieles erschwert durch das allgemeine Volksempfinden, durch die provozierenden Grenzübergriffe König Ḥusēn's, des Verbündeten Großbritanniens, durch die unbotmäßige Haltung der 'Uğmān, durch das schon damals (seit dem Tode des großen Mubārak und seines bald darauf ebenfalls gestorbenen Sohnes Ğābir) getrübte[1] Verhältnis zu den Āl Ṣabāḥ, der Schēchfamilie von Kuwēt, und

---

1) S. The Heart of Arabia I, 103; Arabia of the Wahhabis, S. 189; Amīn Raiḥānī, Mulūk al-'Arab II, 159; A. Musil, Northern Neğd, S. 289. — Schon vor dem Kriege hatte es allerdings gelegentliche Verstimmungen zwischen Mubārak und Āl Sa'ūd gegeben, vgl. z. B. Amīn Raiḥānī, Ta'rīḫ Neğd al-ḥadīṯ wa-Mulḥaqātih, S. 169 unten.

was schlimmer, zumindest für Philby peinlicher war, durch die Hinterhältigkeit oder Skrupellosigkeit der britischen Behörden. Als der Verfasser von seiner vorgesetzten Behörde den Befehl bekommt, den endlich durchgesetzten Feldzug gegen Ḥājil zum Stehen zu bringen, und ferner hört, daß ein Geschenk an Āl Saʿūd von 1000 Gewehren mit Munition, das bereits dem Agenten in Kuwēt übergeben worden war, wieder angehalten und zurückgefordert wäre, da fühlt er sich den Vorwürfen Āl Saʿūd's mit Recht ausgesetzt und schreibt verzweifelt: „I was thunderstruck and raged impotently against the folly of my government" (S. 332).

Unter den vielen interessanten Einzelheiten, die wir speziell über das gesellschaftliche Leben der Landschaft al-Qaṣīm erfahren, sei hier nur noch hingewiesen auf das reiche Material über die berühmte Kaufmannsfamilie Ibn Bessām, von der als Appendix I der Stammbaum mitgeteilt wird. Auch mag erwähnt werden, daß nach Philbys Beobachtungen der Gebrauch der Uhren in Arabien sehr verbreitet ist. Daher die Bedeutung der Frage nach ihrer Erlaubtheit in dem wahhābitischen Gesetz (Cfr. J. Schacht, Zur wahhābitischen Literatur in ZfS. VI, S. 211).

Dem Buche ist das Blatt North G — 38 (Riyadh) der Generalstabskarte Asia 1:1000000 beigegeben. Hier hätte man gewünscht, daß die Routen Philbys sich etwas deutlicher von den (nützlicherweise) eingezeichneten Routenlinien früherer Reisender abheben möchten.

Sakisian, Arménag Bey: **La Miniature Persane du XIIe au XVIIe siècle.** Paris et Bruxelles: G. van Oest 1929. (174 S., 191 Abb. auf 106 Taf., 2 farb. Taf.) 4°. Bespr. von E. Kühnel, Berlin.

Von mehreren kürzlich erschienenen Publikationen über islamische Miniaturen geht die vorliegende besonders auf die Entwicklung der persischen Schule ein, die sie vielfach von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet. Die Darstellung ist nicht immer von der wünschenswerten Geschlossenheit; das mag damit zusammenhängen, daß mehrere Kapitel bereits als Zeitschriftenaufsätze erschienen waren und sich nun nicht leicht einordnen ließen. Das gebotene Material erhält besondere Bedeutung durch die erstmalige Heranziehung der bisher völlig unbekannten Bestände im Alten Serai und in der Yildiz-Bibliothek in Konstantinopel, und wir schulden dem Verf. Dank, daß er uns wenigstens einige Proben von den dort noch verborgenen Schätzen zugänglich gemacht hat.

Sakisian Bey ist mit Blochet der Meinung, daß nicht die Baghdāder Schule des 13. Jhts. von Ostturkestan beeinflußt, vielmehr umgekehrt der dort festgestellte uigurische Miniaturstil aus Mesopotamien durch flüchtige Manichäer importiert und demnach nicht aus dem 8.—9., sondern erst aus dem 13.—14. Jht. sei. Gegen diese Einstellung werden sich leicht ebenso triftige Gründe vorbringen lassen wie gegen die These, die Baghdāder Meister seien Christen gewesen. Verf. glaubt das aus der angeblich den Byzantinern entlehnten Schattengebung, aus der seiner Ansicht nach über eine eigentliche Miniaturkunst hinausgehenden Stärke des Ausdrucks und aus der häufigen Verwendung von Scheibennimben schließen zu dürfen.

Mehr als gewagt ist sodann die Konstruktion einer ostpersischen Schule des 12. Jhts., die unter chinesischem Einfluß in Chorāsān entstanden sein soll. Als ihr Werk werden Illustrationen zu Bidpai's Fabeln in einem im 16. Jht. vereinigten Album im Yildiz bezeichnet — Arbeiten, die unverkennbar dem erst nach der Mongoleninvasion gegen Ende des 13. Jhts. in Baghdād und Persien einsetzenden neuen Malstil angehören. Hätte eine solche ostasiatische Richtung im islamischen Bereich schon früher bestanden, so wäre es unmöglich zu den ungleich primitiveren „byzantinischen" Erzeugnissen der Baghdāder Schule des 13. Jhts. gekommen, sondern die Entwicklung wäre folgerichtig auf der bereits vorhandenen Basis weitergeschritten. Daran scheint der Verf. bei seiner kühnen Zuschreibung gar nicht gedacht zu haben, wie er überhaupt in stilkritischen Fragen etwas unvorsichtig ist. (Er erklärt z. B. die bekannte Silberschale mit dem Lautenspieler im Kaiser-Friedrich-Museum lediglich wegen der Ähnlichkeit des Motivs mit einer Wächterfigur an der Pekinger Stadtmauer von 1345 unbedenklich für eine Arbeit des 14. Jhts., während sie sicher nicht später als 12. Jh. ist.)

Bei der Betrachtung der persisch-mongolischen Malerei des 14.—15. Jhts. stellt S. die Schule von Tebrīz in Gegensatz zu der von Herāt, der er dann in mehreren Kapiteln seine besondere Aufmerksamkeit widmet. Er betont — wohl mit Recht —, daß dort und nicht in Buchārā oder Samarkand das Zentrum des timuridischen Buchgewerbes zu suchen sei, und daß die Mehrzahl der Künstler nicht aus Turkestan, sondern aus Westpersien, vor allem aus Tebrīz, nach Herāt berufen wurde. Er stellt starke Anregungen der chinesischen Mingmeister fest in Originalblättern und Kopien nach solchen, die in mehreren der Konstantinopler Sammelbände angetroffen werden, und weist auf die neuen koloristischen und kompositionellen Probleme hin, die hier auftreten.

Die etwas geringschätzige Bewertung Behzād's, die er bei früherer Gelegenheit äußerte, hat Verf. erfreulicherweise aufgegeben und er läßt ihn wieder als den großen Vollender der Herāter Richtung gelten. Gegen die bisherigen Zuschreibungen an ihn ist er sehr skeptisch, vielleicht etwas zu skeptisch, wenn er z. B. die bisher unbezweifelten Miniaturen in dem prächtigen Schulz'schen Safer-Nāme von 1467 ablehnt. Das ihm selbst gehörige, farbig wiedergegebene Bildnis des Moḥammed Chān Scheibānī könnte tatsächlich aus Behzād's Oeuvre sein. Der unter lebhaften Protesten Martin's von Sakisian Bey ans Licht gezogene Qāsim ʿAlī, der besonders im berühmten Niẓāmī des British Museum u. a. mit dem Datum 1495 vorkommt, dürfte um 1507 gestorben sein. Das Werk des Agha Mīrek wird von gewagten Attributionen gesäubert; Sheikhzāde und Maḥmūd der Vergolder, die man bisher für eine Person hielt, sollen in Wirklichkeit zwei etwa gleichzeitige Behzādschüler gewesen sein.

Unter den Ausführungen über die Safawidenschule des 16.—17. Jhts. sind wichtige Beiträge zu Sulṭān Moḥammed hervorzuheben, von dem durch Klarstellung mißverstandener Quellenangaben der Maler Schāh Moḥammed abgesondert wird, ferner zu Mīr Seijid ʿAlī, von dem Blätter abgebildet werden, die ihn als Vorgänger des Ustād Moḥammedī erkennen lassen. Bei der Behandlung des Riẓā-Problems entscheidet sich Sakisian Bey gegen Sarre und Mittwoch für eine strenge Trennung der erhaltenen Arbeiten in solche des Agha Riẓā vom Ende des 16. Jhts. und des Riẓā ʿAbbāsī, dessen Tätigkeit er um 1618 bis 1639, also im wesentlichen erst in die Zeit Schāh Ṣafī I., ansetzt. Er schließt sich der auch von anderen vertretenen Meinung an, daß dieser seines Erachtens überschätzte Meister der Iṣfāhāner Schule mit dem Hofkalligraphen ʿAlī Riẓā ʿAbbāsī nicht identisch, wohl aber der Vater des in Indien tätigen Schāfiʿī ʿAbbāsī sei. Über seinen wichtigsten Schüler, Muʿīn, bringt er ebenfalls einige bisher nicht beachtete Daten.

Obwohl die Publikation, wie im Vorstehenden angedeutet, in mehr als einer Hinsicht Widerspruch hervorrufen muß, wird man sie doch als wesentlichen Fortschritt in der Erforschung der Geschichte der persischen Buchmalerei lebhaft begrüßen. Die reiche Ausstattung mit Bildmaterial ist sehr lobenswert, wenn auch die Lichtdrucke an Schärfe zu wünschen übrig lassen.

Kaukasus, Tibet.

Tchobanian, A.: La Roseraie d'Arménie. Tome III. Pages choisies des meilleurs poètes du moyen âge et de la période suivante. Traduction précédée d'une introduction et accompagnée de notices. Ouvrage illustré de nombreuses reproductions de vieilles miniatures et d'autres spécimens d'art arménien. Paris: Ernest Leroux 1929. (XIX, 291 S.). 4°. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

Die bisher etwas vernachlässigte armenische Dichtung des Mittelalters hat in T. einen trefflichen Interpreten gefunden. Seine „Chants populaires arméniens", ferner „Les Trouvères arméniens" und nicht zuletzt die beiden ersten Bände des vorliegenden Werkes vermitteln weiteren Kreisen in französischer Übersetzung die Kenntnis einer Reihe von dichterischen Werken, die bisher nur armenisch in zum Teil kaum zu beschaffenden Veröffentlichungen zugänglich waren oder gar nur handschriftlich erhalten sind.

Sehr umfangreich ist natürlich die kirchliche Dichtung. Waren ja doch die meisten Verfasser geistlichen Standes. So finden wir verschiedene Lobpreisungen von Heiligen, so z. B. von Arakʿel von Siunik einen Lobgesang auf den hl. Grigor (S. 81 ff.), daneben auch von demselben ein Lied auf Ečmiaźin (S. 95 ff.). Auch sonst treffen wir auf wertvolle Stücke. So ist z. B. das schöne „Gebet" des Johannes von Telguran (S. 43) eine lyrisch-fromme Umprägung des Pater noster, die anonymen „Klagen der hl. Mutter Gottes" (S. 216 f.) vielleicht ein würdiges Seitenstück zum „Stabat mater" des Jacopone da Todi. Neben diesen mehr lyrischen Gedichten finden wir auch interessante Proben der Mystik, so in der „Klage über den Tod" des Frik (S. 4 ff.). Aber auch die Profandichtung nimmt einen breiten Raum ein. Des Arakʿel von Bałeš Klage über die Einnahme Konstantinopels (S. 109 ff.) erinnert an Nerses Šnorhalis Elegie auf die Eroberung von Edessa. Symbolische Dichtung tritt uns entgegen in des Grigor von Axtamar „Der Rose Rückkehr" (S. 123 ff.), wieder religiös gewendet in des Konstantin von Erzenga „Lied vom Frühling" (als Symbol der Wiederkunft Christi, S. 25 ff.). Die Naturschilderung ist vertreten durch des Johannes von Telguran „Frühlingslied" (S. 35 f.), eines sonst unbekannten Stepannos „Frühling und Herbst" (S. 151 ff.) und ein anonymes „Lied vom Frühling" (S. 199 ff.). Proben lehrhafter Dichtung sind des Bischofs Johannes „Lob der Vögel" (S. 167 ff.) und des David von Salatzor „Lob der Blumen" (S. 185 ff.), beide auch kulturgeschichtlich interessant. Nicht zuletzt sind noch zu nennen zahlreiche hübsche Liebesgedichte. Die anonymen Volkslieder haben folkloristisches Interesse. Zu allen Dichtern gibt T. knappe literargeschichtliche Einleitungen und führt bei jedem Gedichte die Quelle an.

Ist schon dies außerordentlich dankenswert, so sind wir T. doch noch fast mehr verpflichtet für andere wichtige Beigaben, die uns einen tiefen Einblick in die armenische Buchkunst des Mittelalters gestatten. Da erhalten wir Proben aus verschiedenen Evangelienbüchern, durch die uns ein Urteil über die armenische Malerei ermöglicht wird; aus den Evangeliaren von Ečmiaźin (989 p. C.), von Kars (1050 p. C., jetzt in Jerusalem), von Bagnair (1212—23 p. C., jetzt in Ečmiaźin), dem des Königs Hetʿum II von Kilikien (1228 p. C.) und anderen werden uns auf zahlreichen Abbildungen Handschriftenproben und Miniaturen geboten. Besonders reizend sind endlich die auch den Buchschmuck bildenden Muster mittelarmenischer Kleinmalerei. Und über all diese 230 Abbildungen erhalten wir in den „Notes sur les gravures" (S. 265—88) noch kurze, aber gründliche Aufklärung!

Die Ausstattung zeigt, daß der Verlag Leroux diesem prächtigen Inhalte auch ein seiner würdiges Kleid geben will; es ist ein Vergnügen, den tadellosen Druck auf feinem Vélin zu lesen. Die Tafeln und Abbildungen sind meist sehr gut gelungen; wenn einige nicht ganz klar sind, dürfte die Schuld an den Originalen liegen.

T. hat uns in diesem Bande nicht nur Proben armenischer Dichtung, sondern auch armenischer Kunst gegeben. Er würde seine Verdienste um die armenische Literatur noch vermehren, wenn er uns alle die von ihm übersetzten Gedichte nun auch in den Originaltexten vorlegen wollte. Besonders die Veröffentlichung der bisher noch nicht gedruckten Stücke würde ihm den Dank aller derer sichern, die sich mit dem Mittelarmenischen und den modernen Dialekten beschäftigen.

Bell, Sir Charles: **The people of Tibet.** Oxford: Clarendon Press 1928. (XX, 319 S.; 3 maps, 75 illustr.) gr. 8°. 21 sh.

David-Neel, Alexandra: **Arjopa.** Die erste Pilgerfahrt einer weißen Frau nach der verbotenen Stadt des Dalai Lama. Leipzig: F. A. Brockhaus 1928. (322 S., 45 Abb., 1 Kte.) gr. 8°. RM 11 —; geb. RM 13. —. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Die Tibet-Literatur ist wieder um zwei schöne, hochwertige Werke reicher, die beide, aus gründlicher Sachkenntnis und eigener Anschauung erwachsen, letzten Endes doch den frischen Reizen unmittelbar persönlicher Eindrücke und Erlebnisse ihr Entstehen verdanken und gerade deshalb auf das nachdrücklichste Gelehrte wie Laien anzuregen und zu fördern berufen sind. Sie sind es — um diese Tatsache gleich zu Beginn hervorzuheben — namentlich aber auch darum, weil ihre beiden Verfasser, bei aller Gemeinsamkeit des Fachverständnisses doch von denkbar verschiedenen Standorten aus Tibet anschauen und angeschaut haben. Hier Frau Alexandra David-Neel, da Sir Charles Bell; hier die reich und fein empfindende, in westlicher, französisch-belgischer Kultur aufgewachsene gelehrte Forscherin, von Foucoux fürs Tibetische vorgeschult und — wie ihre Arbeiten, z. T. schon der Vorkriegszeit dartun — weitbewandert in Mahāyāna-Buddhismus und tibetischer Geisteskultur, da der klarsichtige political Representative des British Empire in Sikkim, Bhutan und zuletzt in Tibet, der nüchterne Verwaltungsbeamte und typische englische Regierungsmann; hier die kosmopolitisch gerichtete Romanin, die, offensichtlich antienglisch, Tibet in den Machtkreis britischen Einflusses einbezogen, seine mühsam erst errungene Unabhängigkeit verlieren sieht, dort der Mann, der bei der Regelung dieser fließenden politischen Verhältnisse in vorderster Linie mit gewirkt hat — wovon er uns Einiges in seinem erst vor ein paar Jahren erschienenen bedeutenden Buche „Tibet, past and present" erzählt hat. Es ist ein Unterschied, den Gegenstand Tibet aufzufassen und auffassen zu müssen, der den ganzen inneren wie den äußeren Menschen ausmacht. Seine Spannungen können nicht gegensätzlicher gedacht werden. Und dazu kommt letztens noch die von Grund auf verschiedene Art, wie beide Verfasser die Landschaft Tibet — nicht nur in ihren prachtvollen Lichtbildern — aufgenommen haben. Sir Charles hat in das einst unerschlossenste Gebiet Innerasiens lange von der Warte Sikkim-Bhutan Ausblick gehalten, mit tibetischen Diplomaten-Unterhändlern, Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama in eigener Person auf britisch-indischem Boden Fühlung genommen, ehe er seinen Fuß in das „Land des ewigen Schnees" setzte. Als dieser Augenblick aber da war, da zog Sir Charles, von Colonel Kennedy begleitet, als Diplomat die alte Handelsstraße durchs Chumbi-Tal über Gyangtse nach Lhasa und verweilte, hochgeehrt von dem Dalai Lama selbst und in ständigem Umgang mit hohen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, elf Monate, von November 1920 bis Oktober 1921 (S. 31), in der heiligsten Stadt des Lamaismus. Sein Aufenthalt wird unterbrochen durch Ausflüge, die er unbehindert in Lhasas nähere und weitere Umgebung, wie z. B. nach dem Reting-Gompa im Norden, unternimmt, bis er nach beendigter diplomatischer Sendschaft Bod-Yul wieder auf demselben Wege verläßt. Wie anders Frau Alexandra David-Neel! Auch ihr ist Tibet keine terra incognita mehr — insbesondere die Gegend um den Kuku-Nor mit dem Kloster Kumbum und die Provinz Kham nicht —, aber die Umstände, unter denen sie zu ihrer fünften, wichtigsten Reise ins Innere Tibets aufbricht, sind doch von denen Sir Ch. Bells so verschieden wie nur möglich. Frau David-Neel kommt von Chinesisch Yünnan, durchzieht Chinesisch-Tibet südlich und westlich der Handelsplätze Batang-Tschiamdo und schlägt sich nun unter sehr schweren Mühen und Entbehrungen, die an Erlebnisse Filchners, Landors, Mc Governs, Sven Hedins erinnern, durch das Po-Tod- und Kongbu-Gebiet nach Lhasa durch. Ihre Reise, größtenteils zu Fuß, dauert sechs volle Monate. Sie bewältigt sie, nur von ihrem Adoptivsohn, einem Rotmützenlama, A. Yongden, begleitet, in der Rolle einer auf der sozial niedersten Stufe stehenden Tibeterin, einer bettelnden Pilgerin oder Arjopa und erreicht so, ohne erkannt zu werden, als erste Europäerin Lhasa. Hier verweilt sie zwei Monate, besichtigt u. a. auch die Tempel des Potala, gewinnt köstliche Einblicke in das tibetische Bettler-Leben vor den Toren Lhasas und verläßt schließlich Lhasa, wie Sir Charles, auf der Südroute. Bei aller Verschiedenheit des Erlebnisses aber können beide — insbesondere Frau David-Neel, deren unerschrockene Opfer-

freudigkeit vollste Anerkennung verdient — ein Gemeinsames von sich mit Stolz behaupten. Sir Charles hat es (S. 272) in die bescheidenen Worte gefaßt: „If one lives in Tibet and converses freely with Tibetans, one sees and hears many things, which have hitherto found no mention in the books of foreign travellers in this country".

In der Natur der oben skizzierten Vorbedingungen und Umstände liegt es begründet, daß das Gesamterlebnis in Sir Ch. Bells Buch sich anders formte als bei Frau David-Neel. Sir Charles tritt als Erzähler durchaus zurück und schiebt die Sachen vor, obwohl er„should not dream of attempting a complete study of Tibetan domestic liefe" (S. VII) in its highways and byways" (S. VIII). Auf Religion und Kultus ist der Verf. nicht eingegangen; er hat das einem späteren Bande vorbehalten; die geistlichen Dinge haben sich aber doch nicht ganz vermeiden lassen. In Einzelbemerkungen wie in kürzer oder längeren Schilderungen gehen sie (z. B. S. 45) neben dem Gesamtgegenstand her, der — neben Preface, Note, 2 Appendices und einem Index — folgende 27 Kapitel enthält: Geographical (1); Historical (2); Shepherds and herdsmen (3); The peasants (4—6); The nobility (7—9); The traders (10); A mercantile nation (11); Beggars (12); Robbers (13); The women (14); The position of women (15); Women's work and recreations (16); Marriage (17—18); The children (19); Children and others (20); Food (21); Drinking and smoking (22); Ceremonial and etiquette (23—24);Amusements (25); The New Year games at Lhasa (26); The last rites (27). Bei all diesen Gegenständen hat der Verf. — aus eigener genauer Kenntnis heraus — die Verhältnisse Sikkims und Bhutans mitbehandelt. Die Summe der mitgeteilten Sachen ist staunenerregend. Man erfährt von dem Tageslauf des tibetischen Bauern (S. 61—63), seiner Pacht, seinen Feldfrüchten und seiner Herde genau so gut wie überhaupt zum erstenmal von der Zeremonie, welche in Gegenwart des Dalai Lama von „Dance boys" (S. 213 f.) aufgeführt wird. Anderes, wie z. B. die Neujahrsfeierlichkeiten, findet sich auch bei Frau David-Neel oder Mc Govern erzählt. Ein überaus — auch erkenntnisgeschichtlich — lehrreiches Kapitel ist das 20., das unter dem doppeldeutigen Titel „Children and others" (S. 208—16) aus den einheimischen Quellen schöpft, was Tibet über die Außenwelt, Europa, Napoleon usw. denkt und zu sagen weiß. Überhaupt hat der Verf. es auf fast jeder Seite verstanden, in glücklichster Weise größere und kleinere Erzählungen einzufügen (so z. B. S. 133, 137 usw.) oder statt durch trockene theoretische Erörterungen irgend einen Hergang, Ausspruch u. dergl. durch seine reichen persönlichen und amtlich-diplomatischen Erinnerungen aufzuhellen und zu durchwürzen. Die einzelnen Kapitel verlieren so — nicht zu ihrem Schaden! — manchmal an straffer Ordnung, um dafür einen oft trocken-humorvollen Erzählerstil einzutauschen (z. B. S. 37, 40 usw.), der nicht von einem zum andern Punkte fortschreitet, sondern behaglich verweilt, abspringt und dabei doch unaufhörlich, unaufdringlich belehrt. Musterbeispiele dieser Art bieten die Seiten 140—46, 211 f., 259, 261, um einige wahllos herauszugreifen. Allerdings kann ich nicht verhehlen, daß — für mein Empfinden wenigstens — gerade die beiden Eingangskapitel darunter doch ein wenig leiden. So macht der erste Abschnitt, der Geographie gewidmet, den Eindruck, wie wenn er ungleichmäßig durchkomponiert wäre (insbesondere S. 5, 3. Absatz, wo B. plötzlich mit den Sikkim-Rassen beginnt, aber auch S. 32, 3. Absatz), und ebenso leidet der historische Abriß, in welchem der Verf. genau wie im ersten Kapitel wenig Neues zu sagen weiß, ganz ersichtlich unter Raummangel. Hier hätte doch mindestens als Gerippe das „chronological summary" dienen müssen, den das „Tibet" Handbook (prepared under the direction of the historical section of the Foreign Office, Nr. 70, London 1920) S. 30—31 bietet, ein übrigens trotz seines kleinen Umfanges ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel der Tibetkunde. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn der verdiente Verf. bei der 2. Aufl. Gelegenheit fände, hier nach dem Rechten zu sehen wie auch bei der „Bibliography", die durch ihre Dürftigkeit geradezu überrascht. Auch hier bedarf es nur geringer Mühe, um Forschern wie Filchner, Sven Hedin (Southern Tibet!), Köppen, Milloué, Tafel u. a. zu ihrem Rechte zu verhelfen. Gleichfalls ein Bedürfnis scheint es mir — trotz des Verf. Bemerkung (S. VIII) —, wenn in tibetischen Ausdrücken, Sätzen, Versen u. dgl. die literarische Schreibform der Ausspracheform nicht nur sporadisch, sondern ganz gleichmäßig in Klammern beigegeben würde. Wer das „colloquial Tibetan" so meisterhaft der abendländischen Gelehrtenwelt vermittelt hat, wird auch diesen Umweg nicht scheuen, um des Tibetischen weniger Kundige zu belehren.

Belehren, das hat Frau David-Neel gewiß nicht als Hauptzweck beabsichtigt. Sie will erzählen. Demgemäß lauten die Überschriften ihrer Kapitel: Weshalb ich nach Lhasa ging (1); Über die Grenze des „Verbotenen Landes" (2); Auf beschwerlichen Wegen (3); Unter tibetischen Bauern und Pilgern (4); Auf

unbekannten Wegen in das Land Po (5); Verschneite Pässe und ein verhängnisvoller Sturz (6); Im Land des Aberglaubens und der Räuber (7); Lha-gyalo — die Götter siegen (8); Nach Indien (9). Wer es nicht schon aus den Veröffentlichungen der Zeitschrift Asia, Bd. 26 gewußt hat, sieht hier leicht, wie stark das eigene Erlebnis im Vordergrund steht gegenüber Sir Ch. Bells Sachen und Gegenständen. Sie ausgeschlossen hat es darum doch nicht. Sir Charles hat zwar Frau David-Neel in der oben genannten „bibliography" seiner „People of Tibet" die Bemerkung mit gegeben: „The authoress, a Frenchwoman, speaks Tibetan and has much knowledge of Buddhism. Travelling, however, disguised as a beggar, her opportunities were limited", aber diese Kennzeichnung trifft nicht den Kern des Buches. Was Frau David-Neel während ihrer abenteuerlichen Fahrt gesehen hat, liegt sozusagen auf einer anderen Ebene, die man mit derjenigen Sir Ch. Bells schwer vergleichen kann. Ein Zusammenhalt der drei Peasant-Kapitel mit den Schilderungen der Französin gibt davon eine ungefähre Vorstellung. Bei Sir Charles erfährt man bis in alle Einzelheiten hinein, wie der Bauer wohnt, lebt, ißt, trinkt, arbeitet, wie er sich kleidet und vor Dämonen fürchtet. Bei Frau David-Neel erlebe ich das. Sie spricht mit den Bauern, wir hören es; sie ißt mit ihnen, wir ekeln uns mit ihr, sie betet mit Sterbenden, wir sind ergriffen mit ihr. Die Summe all dieser Eindrücke, Empfindungen, Erlebnisse ergibt ein treues, oft von Humor und Schalkheit durchwobenes Bild des tibetischen Pilger- und Bauerntums, insbesondere Osttibets, das zudem von vielen Linien des Volksbrauchs, der religiösen Übungen und dergleichen durchzogen wird. Daß Frau David-Neel uns als erste eben dieses Bauern- und Pilgertum lebendig gemacht hat, halte ich für verdienstlicher, als wenn sie irgend einen unbekannten Fluß oder Paß entdeckt hätte. Die Natur Tibets kommt deswegen bei ihr doch nicht zu kurz. Im Gegenteil, sie ersteht uns aus vielen Seiten dieses Buches in einer gar lieblichen und oft großartigen Weise. Diese allem asiatischen Wesen tief befreundete Frau versteht die nur wenigen zugängliche Kunst, in ein paar Worten und Sätzen bald sehr zarte Pastelle und bald mächtige Ölgemälde tibetischer Landschaft hinzuwerfen. Die Seiten 10—11, 31, 40, 42 bieten dafür ein paar Beispiele, die aufs Geratewohl jederzeit ergänzt werden können. Die Verfasserin rundet durch diese fein empfundenen Zeichnungen, die ich unmittelbar mit den Aquarellen in Sven Hedins Transhimālaya-Werk vergleiche, ihre abenteuerlichen Reisen in überaus glücklicher Weise ab. Die von Ada Ditzen-Marburg stammende Übersetzung liest sich flüssig. Schade nur, daß das Buch als Ganzes unter einer Anzahl störender Druckfehler leidet, die sich bei der Wiedergabe orientalischer Worte eingeschlichen haben und bei einer 2. Aufl. auf jeden Fall beseitigt werden müssen. Ich habe sie in toto: Z. f. Missionskunde und Religionswissenschaft 44, S. 190 f. genannt.

Beide Verfasser haben — ein Novum in der Geschichte der Tibetkunde — ihr Buch den Bewohnern Bod-Yuls selbst gewidmet. Frau A. David-Neel „denen, die mir bewußt oder unbewußt auf meinen langen Wanderungen behilflich gewesen sind", Sir Charles Bell „to the yellow and the grey in the ‚land of snow', the clergy and the laity of Tibet". Diese Tatsache, zusammen mit der anderen, daß nämlich in den letzten Jahren Tibeter selbst über ihr Land zu schreiben begonnen haben, scheint ein bemerkenswertes Zeichen: der wichtigste Staat Hochasiens, bisher rein mittelalterlich gerichtet, sucht allen konservativen Gegenschlägen zum Trotz, unverkennbar Anschluß an die Zivilisations- und Kulturformen Europas. Ein langer Weg noch gewiß. Aber man grüßt die Pioniere, die ihn bahnen wollen!

Macdonald, David: **The Land of the Lama.** A Description of a Country of Contrasts and of its cheerful, happy-go-lucky People of hardy Nature and curious Customs, their religion, ways of living, Trade and social Life. With a foreword by the Right Hon. the Earl of Ronaldshay. London: Seeley, Service & Co. 1929. (283 S. mit Abb., 1 Kte.) 8°. 21 sh. Bespr. von A. H. Francke, Berlin.

In packender Weise berichtet dieses Buch — wohl das zuverlässigste über Tibet — in 24 Kapiteln über Grenzen, Geschichte, Regierung, Religion, Priesterschaft, Frauen, Heirat, Begräbnis, Kleidung, Nahrung, Medizin, Gericht, Handel, Postwesen, Münzsystem, Ackerbau und Literatur der Tibeter. Durch seine Lebenserfahrungen war MacDonald in besonderer Weise vorbereitet, ein solches Buch zu schreiben. MacDonald ist der Sohn eines schottischen Teepflanzers, welcher eine nepalesische Frau geheiratet hatte. Seine Schulbildung erhielt er in Darjeeling in der dortigen tibetischen Schule, wo er außer Englisch und Nepalesisch namentlich Tibetisch lernte, nicht eigentlich die philosophische Sprache der Lamas, als vielmehr die Sprache des Volkes. Auf die Nützlichkeit dieser Bildung wurde zuerst Waddell aufmerksam, der Verf. des Buches „Lamaism", welcher in Darjeeling mit diesem jungen Mann zusammentraf. MacDonald hat mir persönlich von dem Zusammenarbeiten mit Waddell erzählt. Er ist es gewesen, der so gut

wie das ganze Material für jenes Buch aus den Lamas herausgefragt hat. Er fühlt sich unschuldig an den kleinen Mißverständnissen, die bei Waddell doch noch geblieben sind. Nach jener Arbeit wurde der junge Mann, der sich von seinem Vater her als schottischer Christ fühlte, von der schottischen Mission in Darjeeling angestellt als Revisor des tibetischen Neuen Testamentes. Als dann die Younghusband-Mission nach Lhasa geschickt wurde, beanspruchte sie den mehrsprachigen Mann für Dolmetscherdienste, und man kann sagen, daß MacDonald aus diesem Dienstverhältnis zur englischen Regierung, wo er immer mehr geschätzt wurde, gar nicht mehr herausgekommen ist. Lange ist er auf tibetischem Boden gewesen, namentlich in Gyantse, auch in Lhasa usw. Von größter Wichtigkeit wurden seine Dolmetscher- und Vermittlerdienste, als der gegenwärtige Dalai Lama, den MacDonald seinen Freund nennt, als Flüchtling nach Indien kam. MacDonald ist es zum großen Teil zu danken, daß dieser als überzeugter Englandfreund wieder nach Lhasa ging. Die genaue Kenntnis Tibets, welche in dem vorliegenden Buche zutage tritt, ist durch des Verf.s langen Aufenthalt im Lande erworben. Dazu kommt, daß dieser vieles aus den Tibetern herausfragen konnte. Wenn, wie bei der Priesterkarriere, manchmal zwei verschiedene Darstellungen im Buch erscheinen, so liegt das daran, daß zwei verschiedene Tibeter verschieden geantwortet haben. Was MacDonald verhältnismäßig wenig getan hat — so scheint mir wenigstens —, ist das Lesen der tibetischen Literatur. Der Abschnitt über Literatur bringt nichts Neues. Der Abschnitt über Geschichte scheint nur mündlicher Belehrung entsprungen zu sein. Trotzdem gehört derselbe zu den lesenswertesten Kapiteln. MacDonald ist eben nicht nur Asiate, sondern auch Engländer und hat mit diesen den Blick für das Unterhaltende und Komische gemein. Schade ist, daß er sich nicht genauer belehren ließ (wie das beim Waddellschen Werk geschah) über solche Zaubersprüche, wie sie auf S. 185 und 178 dargestellt sind. Auch hätte er die Siegel, die sehr oft verkehrt gedruckt sind, lesen und erklären sollen.

Was aber ganz besonders notwendig wäre, ist eine richtige Schreibweise sämtlicher tibetischer Worte, die ja fast immer Fachausdrücke sind, etwa in Klammern hinter dem Dialektwort.

Die Tibeter werden übrigens nicht geschont. Man legt das Buch aus der Hand mit dem Eindruck: Was ist das doch für eine verzweifelte Lotterwirtschaft in dem Lande der wiedergeborenen Buddhas!

Indologie.

Keith, A. Berriedale: A History of Sanskrit Literature. Oxford: Clarendon Press 1928. (XXXVI, 575 S.) gr. 8°. 25 sh. Bespr. von J. Nobel, Marburg.

Keith ist einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Wissenschaftler, die sich auf dem weiten Gebiet der indischen Philologie und darüber hinaus betätigen. Bereits im Jahre 1923 hat er unter dem Titel „Classical Sanskrit Literature" eine Literaturgeschichte erscheinen lassen. Das vorliegende Werk ist dem früheren in der ganzen Anlage sehr ähnlich, nur noch umfangreicher, vor allem wegen der zahlreichen im Original und in Übersetzung angeführten Beispiele. Beide Male handelt es sich dem Titel nach um Darstellungen der Sanskrit-Literatur. Aber hier wie dort sind wichtige Zweige der Literatur, wie das Drama oder die vedischen und nachvedischen Werke, nicht mit einbezogen worden. Selbst das Mahābhārata, das für das gesamte indische Geistesleben eine unerschöpfliche Quelle geblieben ist, wird mit kaum fünf Zeilen abgetan. So ist das Ganze ein Torso und hält nicht was der Titel verspricht.

Es ist nicht recht ersichtlich, welchen Zweck der Autor mit seinem Buche verfolgt. Denn man wird nicht behaupten können, daß es an Winternitz' Geschichte der indischen Literatur heranreicht. Winternitz' Werk ist ein unentbehrliches, zuverlässiges und nicht überholtes Hilfsmittel, weil es in objektiver Darstellung die bisherigen Ergebnisse zusammenzufassen sucht und in gewissenhaftester Weise überall die Literaturangaben bringt und so dem Gelehrten die Möglichkeit an die Hand gibt, sich rasch und gut zu orientieren. Gerade die Belege sind bei Keith, der sich mit Vorliebe selbst zitiert, sehr unvollständig. Selbst bei ganz wichtigen literarischen Entdeckungen, wie etwa bei der Beziehung zwischen Vatsabhaṭṭi und Kālidāsa (S. 81) wird die Verweisung auf Bühler unterdrückt und so ein falscher Eindruck hervorgerufen.

Die Quellen, aus denen K. schöpft, lassen sich meist unschwer erkennen. Vielfach schimmert, namentlich bei den Übersetzungen, das Original noch deutlich durch. Daß das Werk von Winternitz stark benutzt ist, liegt natürlich auf der Hand. So weist — um dies nur an einem Fall zu illustrieren — in dem schwachen und völlig unselbständigen Abschnitt über die buddhistische Sanskrit-Literatur[1]

1) Merkwürdig ist, daß dieser Zweig der Literatur und mancher andere überhaupt eingehender behandelt werden, während über die ältere, für die Entwicklung viel wichtigere Literatur einschließlich Mahābhārata kaum ein Wort verloren wird. Inwiefern durch die Fragmente der Kalpanāmaṇḍitikā (die ich im übrigen anders beurteile) 'on the early development of the Kāvya welcome light has been thrown' (S. VIII), darüber belehrt der Autor den Leser nicht.

(S. 491—96) schon die Reihenfolge der behandelten Titel auf den entsprechenden Abschnitt bei Winternitz hin; zudem werden offenkundige Versehen übernommen. Nur ein kleines, aber ganz lehrreiches Beispiel sind die vier Zeilen über das berühmte Suvarṇaprabhāsasūtra (S. 494 f.): 'The Suvarṇaprabhāsasūtra again, though in high repute in Nepal, Tibet, and Mongolia, is a work of inferior type, including many Dhāraṇīs, spell formulae, and inclining to the nature of a Tantra; it was translated into Chinese in the sixth century.' Das ist ein Extrakt aus dem entsprechenden Abschnitt bei Winternitz (Bd. 2, S. 245), wo es heißt: 'Es werden aber auch Zauberformeln (Dhāraṇīs)[1] und Tantra-Ritualien vorgetragen. Im ganzen haben wir den Stil der unerquicklichsten unter den sektarischen Purāṇas[2], und man könnte sich darüber wundern, daß der 'Goldglanz' bei den Buddhisten von Nepal, Tibet und der Mongolei[3] zu so ungeheuerem Ansehen gelangt ist, wenn es sich nicht eben um Völkerschaften von verhältnismäßig niedriger Kulturstufe handelte. Das Werk wurde im 6. Jahrhundert[4] ins Chinesische übersetzt[5]. Wer sich die Mühe macht, K.'s Ausführungen weiter mit denen von Winternitz oder anderer Autoren zu vergleichen, wird die Unselbständigkeit und häufige Verschlechterung im vorliegenden Bande leicht erkennen.

Interessanter ist die lange Vorrede, die teilweise, so bei der Besprechung der Dramen-Literatur, mit dem eigentlichen Werk nur in ganz lockerem Zusammenhang steht. Aber K. rechnet hier mit seinen Widersachern ab. Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hält er an der Echtheit der 'Bhāsa-Dramen' fest. Alle anderen Ansichten und Erklärungsversuche werden in der bekannten Weise radikal zurückgewiesen. 'The question of the authenticity has been frequently discussed since my *Sanskrit Drama* appeared, verkündet er (S. XII) mit einer gewissen Prauḍhokti, but without results of value . . .' .Die gründlichen Untersuchungen V. S. Sukthankar's werden bei Erörterung einer angeblichen Fälschung bei Rājaśekhara in einer Note (S. XIV) mit den Worten erledigt: 'Dr. Sukthankar's acceptance of this foolish and obvious forgery is regrettable uncritical, as is his following of Mr. Pisharoti as to the Prākrits.' Pisharoti's und Sukthankar's Einwände und Zweifel werden durch Machtworte nicht aus der Welt geschafft. Das Verhältnis der Mṛcchakaṭikā zum Cārudatta ist auch durch die außerordentlich sorgfältige Arbeit Morgenstiernes noch nicht geklärt. Gelegentlich geht K. sogar soweit, Anschauungen, die er zu bekämpfen gedenkt, erst für diesen Zweck zurechtzustutzen[1]. Daneben sind auch die Methoden, mit denen der Verf. andere Anschauungen widerlegen zu können glaubt, so merkwürdig unsachlich . So heißt es z. B. (S. XVII), 'that the effort to find in v. 17 of the [Avantisundarī-]Kathā an allusion to kāvyatraya of Kālidāsa, is wholly impossible and has not even the authority of the editor.' Inwiefern diese von mir als möglich aufgestellte Hypothese 'gänzlich unmöglich' sein soll, wird überhaupt nicht begründet. Armselig ist dabei das Zeugnis der Autorität des Herausgebers, bezüglich den es kaum eine halbe Seite vorher heißt: 'The Kathā should never have been published (warum nicht?) from one mutilated manuscript, whose readings, even if correctly stated, have already been proved wrong by other manuscript evidence.'

Überhaupt vermißt man bei K. immer wieder den Versuch objektiver Prüfung. Dagegen fehlt es nicht an billigen Ausdrücken schroffer Ablehnung. Wir lesen im Abschnitt über das Arthaśāstra: 'the reading Kauṭalya is clearly of no value (S. XIX)', 'the main thesis of the author (J. J. Meyer[2]) is clearly based on a false foundation', oder 'the efforts of the author (derselbe) . . . are certainly without weight (S. XVIII)', oder vorher 'certainly fantastic is the elaborate theory worked out by J. J. Meyer', oder 'what is said, is quite unconclusive (S. XIX)' usw., usw.[3].

Man sollte nun glauben, daß der Verf., der so viel mit Machtworten arbeitet und seine eigenen vielfach unzureichend begründeten Anschauungen über Gebühr in den Vordergrund rückt, sich seiner Aufgabe in mustergiltiger Weise entledigt hätte. Das ist nun aber gar nicht einmal der Fall. Die Geschichte der indischen Dichtung in ihrer Entwicklung darzustellen, ist dem Verf. nicht gelungen und konnte

---

1) In unvorsichtiger Übertreibung ist bei K. daraus geworden: 'many Dhāraṇīs'. Der ganze Abschnitt, in dem einige Dhāraṇīs enthalten sind, macht noch nicht den fünfzigsten Teil des gesamten Werkes aus.

2) Winternitz erklärt selbst, daß ihm die (in Wirklichkeit fragmentarische) Ausgabe des Sanskrit-Originals nicht vorgelegen hat. Daß es sich um eine unvollständige Ausgabe des Textes handelt, konnte K. natürlich nicht auffallen, da es bei Winternitz nicht steht.

3) Auch in Zentralasien und in China. Wir besitzen drei chinesische Übersetzungen, und das Werk wird auch sonst des öfteren von den Chinesen erwähnt, die man doch wohl nicht zu den Völkerstämmen von verhältnismäßig niedriger Kulturstufe rechnen kann. Bemerkenswert ist, daß eine der tibetischen Versionen aus dem Chinesischen des I-tsing übersetzt ist.

4) Die chinesische Übersetzung, auf die angespielt wird, stammt vielmehr aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts.

5) In der Beurteilung des Suvarṇaprabhāsasūtra kann ich Winternitz nicht beistimmen. Doch muß ich auf eine Begründung meiner Auffassung an dieser Stelle verzichten.

---

1) Er behauptet z. B. (S. XII), ich hätte Śūdraka und die Mṛcchakaṭikā vor Kālidāsa gesetzt. Bei Erörterung der literarischen Einleitung zur Avantisundarīkathā (ZDMG 5, S. 141f.) habe ich lediglich ausgesprochen, 'daß die Kathā die einzelnen Dichter offenbar in einer chronologischen Reihenfolge aufzählt.' Bei der Unsicherheit, die hinsichtlich der Datierungen herrscht, wäre es sehr erwünscht, wenn K. uns belehren wollte über die Gründe, durch die die chronologische Folge Cārudatta, Kālidāsa, Mṛcchakaṭikā erwiesen wird. Oberflächliche Redewendungen lösen die Probleme nicht. Auch mit dem Angriff auf S. XVI steht es nicht besser. Hier muß man lesen, daß ich die Priorität Bhāmahas gegenüber Daṇḍin durch das Zeugnis der Avantisundarīkathā und des Sāra habe erhärten wollen. Beide Werke erwähnen nicht das geringste über Bhāmaha. In meinem Aufsatz steht (S. 149f.) ausdrücklich: 'Das Verhältnis, in dem Daṇḍin zu Bhāmaha steht, erfährt leider keine weitere Aufklärung'. Dieser Satz regt K. zu der Erklärung an: 'The effort to strengthen the case for dating Daṇḍin later than Bhāmaha by using the evidence of the Avantisundarīkathā and its Sāra is clearly a complete mistake [!]'. Daß Daṇḍin nach Bhāmaha geschrieben hat, das steht aus inneren Gründen nicht nur für mich als Tatsache fest.

2) J. J. Meyer verdanken wir ausgezeichnete Arbeiten über das Arthaśāstra.

3) Ich bemerke ausdrücklich, daß dieses nur ein Beispiel für K.s Methode ist.

ihm nicht gelingen, weil die von ihm befolgte Methode nicht die richtige ist, weil er das Wesentliche oft nicht erkennt und vor allem mit dem Sanskrit nicht die Vertrautheit zeigt, die für ein gutes Verständnis von innen heraus gefordert werden muß. Gerade bei der indischen Dichtung kommt es so sehr darauf an, sie als individuelle Erscheinung im Rahmen indischer Vorstellungen zu würdigen. Wir müssen uns gewissermaßen mitten in die indische Ideenwelt hineinversetzen und unter Berücksichtigung scharf hervortretender und immer festgehaltener Grundanschauungen zusehen, wie der einzelne Dichter die schablonenhafter als anderswo vorgezeichneten Linien mit seinem Genius zu feinen Bildern ausarbeitet und ihnen immer wieder eine andere Farbenwirkung abzulocken versteht. Wollten wir unsere eigenen, ganz anders gearteten Vorstellungen als Maßstab anlegen, so wäre das ungefähr dasselbe, als wenn wir eine Persönlichkeit der Geschichte nach unseren, nur für die Gegenwart und nur für uns gültigen Richtlinien beurteilen wollten, anstatt sie aus der Zeit heraus verstehen zu lernen: wir würden sie völlig verkennen. Soweit eine Übersetzung aus dem Indischen überhaupt möglich ist, kommt es dabei sehr darauf an, den formalen Aufbau zu erhalten, ohne die das Original als Ganzes oder als Teil seinen wesentlichen Charakter verliert. Bei der Behandlung des eigentlichen Kāvya ist sich K. dieser Notwendigkeit offenbar nicht bewußt. Wie unbefriedigend sind daher die einzelnen Charakteristiken des Kāvya und ihrer Vertreter ausgefallen, zu denen dem Verfasser das innere Verhältnis fehlt! Wie sollte auch ein Dichter oder eine ganze Periode richtig gewürdigt werden können, wenn bei den als typische Beispiele herausgezogenen Versen die Übersetzung versagt! Besonders häufig tritt dies naturgemäß dort[1] in Erscheinung, wo eine gute Übertragung noch nicht vorhanden ist. Aber auch sonst hat K. trotz Übersetzung und Kommentar nicht das Richtige gesehen. Ich muß mich auf einige wenige Beispiele beschränken.

Aus dem Rāmāyaṇa, über das sich der Autor in noch nicht drei Seiten äußert (S. 42—45),[2] werden vier Strophen, offenbar als charakteristisch, herausgegriffen. Die erste[3] enthält ein durchgeführtes Rūpaka:

viṣādanakrādhyuṣite paritrāsormimālini /
kiṃ māṃ na trāyase magnāṃ vipule śokasāgare //

„Warum rettest du mich nicht, die ich versunken bin im weiten Sorgenozean, bewohnt von Krokodilen, nämlich den Kümmernissen, und dessen Kreis von Wogen das Grausen[4] ist."

Diese Strophe, auf die jeder Kavi stolz sein würde, leitet K. mit den Worten ein: Metaphors of beauty abound in the Kāvya side by side with those strained taste and pointless wit; the Rāmāyaṇa is guilty of (worauf die Strophe folgt). Derartige Bemerkungen laufen auf eine bedauerliche Verkennung poetischer Anschauungen hinaus, und eine darauf aufgebaute 'Literaturgeschichte' beantwortet höchstens die Frage: 'Welchen Eindruck macht die indische Dichtung auf mich?'

1) Die Fälle sind allerdings ziemlich selten.

2) Bedenkt man, daß der Band 575 Seiten stark ist, so erscheint der Versuch, das 'Ādikāvya' einschließlich der Zitate und ihrer Übersetzungen in dieser Kürze abtun zu wollen, schon äußerlich geradezu paradox.

3) K. gibt fast nie die Belegstelle an. Der Vers steht 3, 21, 12.

4) Genauer würde man auch hier einen Plural nehmen müssen.

Dem nächsten Beispiel aus dem Rāmāyaṇa ist es nicht besser ergangen, weil K.'s Übersetzung versagt:

sāgaraṃ cāmbaraprakhyam ambaraṃ sāgaropamam/
Rāmarāvaṇayor yuddhaṃ Rāmarāvaṇayor iva //

'Ocean peer of sky, sky ocean's counterpart; Rāma and Rāvaṇa alone could match their mortal combat.'

Falsch ist hier zunächst, daß K. aus zwei nicht zusammengehörigen Vershälften einen Vers gemacht hat. Der erste Teil ist VI 107, 51b, der zweite 52a. 51b ist noch abhängig von *dṛṣṭvā* in 51a, 52a ist der Ausspruch der Apsarasen, in 52b gekennzeichnet durch *evaṃ bruvanto dadṛśus tad yuddhaṃ Rāmarāvaṇam*. Die Zeile *sāgaraṃ cāmbaraprakhyam ambaraṃ sāgaropamam* erfährt die beste Erklärung durch das Rāmāyaṇa selbst. Denn sie kommt in demselben Kāṇḍa noch einmal vor, nämlich VI 4, 115, wo vor allem die folgenden Strophen deutlich zeigen, was gemeint ist. Die Zeile *Rāma-Rāvaṇayor* usw. ist eine Upameyopamā, d. h. ein Vergleich, bei dem Original und Bild dasselbe sind, weil ein passendes Bild nicht gefunden werden kann. Von dieser Figur ist bei Keith auch nicht eine Spur übrig geblieben. Es entgeht ihm vollständig das worauf es gerade ankommt. Wie läßt sich eine Dichtung würdigen, die innerlich gar nicht erfaßt wird! Es ist zu übersetzen: 'Der Kampf zwischen Rāma und Rāvaṇa ist (nur) wie (der Kampf) zwischen Rāma und Rāvaṇa.'

Im dritten Beispiel aus dem Rāmāyaṇa lautet die zweite Zeile nicht: '*for there is no beauty on earth to match thine, o fair-faced one*', sondern: 'Denn nicht gibt es, o du, deren Anblick schön ist, eine andere, die dir an Schönheit vergleichbar wäre.'

Das letzte Beispiel (Rāmāyaṇa IV, 30, 45) ist gänzlich mißlungen:

cañcaccandrakarasparśaharṣonmīlitatārakā /
aho rāgavatī saṃdhyā jahātu svayam ambaram //

'Ah that the enamoured twilight should lay aside her garment of sky, now that the stars are quickened to life by the touch of the rays of the dancing moon.'

cañcac (übrigens etwas matt) darf nämlich nicht auf *candra*, sondern muß auf *candrakara* bezogen werden. Da die Dämmerung als Frau vorgestellt wird, hat *kara* außer der Bedeutung 'Strahl' die Bedeutung 'Hand', aus demselben Grunde bedeutet *tārakā* 'Stern' und 'Augenstern' (vgl. z. B. Raghuvaṃśa 11, 69 *so . . . saṃdadhe dṛśam udagratārakām*), und *rāgavatī* 'rötlich' und 'verliebt'. Endlich ist die Verknüpfung mit *now that* unverständlich und *svayam* ganz unter den Tisch gefallen. In Wirklichkeit lautet also die Strophe: 'Ach, die rötliche (verliebte) Dämmerung [als Geliebte], deren Sterne (Augensterne) ein wenig zum Vorschein gekommen (ein wenig geöffnet) sind aus Wonne über die Berührung mit den zitternden Strahlen (Händen) des Mondes [des Geliebten], soll nur von selbst den Himmel verlassen (das Gewand fallen lassen)!' Diese Strophe trägt durchaus den Charakter des späteren Kāvya-Stils. Inhaltlich ist der Grundton 'erotischer' Natur. Aber Keith fährt, unmittelbar an seine verfehlte Übersetzung anschließend, fort: 'The Rāmāyaṇa is not given to erotic descriptions; its tone is serious and grave . . .'[1]

Oder nehmen wir die fünf Proben aus Bilhaṇas Vikramāṅkadevacarita (S. 156f.). Sie sind bis auf

1) Es soll hier nicht die Frage erörtert werden, ob die Partie, der die obige Strophe entnommen ist, echt ist oder nicht. Für K. ist sie es; denn er gibt ja vier (für ihn offenbar typische) Beispiele aus dem Rāmāyaṇa.

eine fehlerhaft übersetzt, unsinnig aber geradezu die von Bühler in seiner Einleitung zur Textausgabe (S. 10 und 16) nicht übertragenen Strophen 16, 2 und 4, 58/59. Im ersten Falle heißt es vom Winter *śaratkālātapaklāntakāntavakrenduvallabhaḥ* 'himself beloved by the crescent [!] moon dear to those aweary of autumn's heat'. *Vakrendu* ist natürlich ein (häufig begegnender) Druckfehler für *vaktrendu*, und *kānta* ist in *kāntā* zu verbessern. So lautet der Text auch in der Subhāṣitāvalī (No. 1827). Also: 'der Liebling der Antlitz-Monde der Mädchen, die wegen der Herbsthitze erschöpft waren.' Ganz besonders starke Verstöße weist die Übersetzung von 4. 58/59 auf:

jānāmi karikarṇāntacañcalaṃ hatajīvitam /
mama nānyatra viśvāsaḥ Pārvatījīviteśvarāt //
utsaṅge Tuṅgabhadrāyās tad eṣa Śivacintayā /
vāñchāmy ahaṃ nirākartuṃ dehagrahaviḍambanām //

'I know that my [!] life, tremulous as the tip [!] of an elephant's ear, is gone [!]; no other hope have I save in the lord of Pārvatī's life [!]. In the bosom of Tuṅgabhadrā I desire to lay aside this [!] deception of human life [!], my heart set fast on Çiva.'

anta in *karṇānta* ist wie in *vanānta* und ähnlichen Fällen pleonastisch und nicht zu übersetzen; *hatajīvita* ist ein ganz geläufiger Ausdruck und heißt 'elendes, verwünschtes Leben'; K.'s Übersetzung dieses Kompositums ist grammatisch völlig unmöglich; *jīviteśvara* heißt nichts mehr als, 'Gatte', es ist *Pārvatī-jīviteśvarāt*, aber nicht etwa *Pārvatījīvit-eśvarāt*, 'the lord of Pārvatī's life'.

Es wäre demnach zu übersetzen: 'Ich weiß, daß das elende Leben unstät ist wie das Ohr eines Elefanten; für mich gibt es nirgendwo anders als zum Gemahl der Pārvatī Vertrauen. Darum (*tad*) möchte ich (*eṣa aham*) im Nachdenken über Śiva das Trugbild der Wiedergeburt (d. i. dieses jetzige Leben) im Schoße der Tuṅgabhadrā beseitigen.' In der Strophe *svecchābhaṅgura* usw. (18. 106) lautet der erste Teil, 'Die Majestät des Wolkenblitzes, nämlich des Schicksals, der (das) nach eigenem Gutdünken zerschmettert, vermag man nicht aufzuhalten. Nimmer kommt zur Ruhe der Glaube[1] an die Trommel, die zum Abmarsch der Lebenshauche (geschlagen wird)', nicht '. . . . *the lightning of the cloud of fate that moves at its own will, cannot be chained; ever soundeth the drum that doth proclaim the hour of men's departure.*' Auch diese Strophe ist in die Subhāṣitāvalī (166) aufgenommen. In dem Kompositum *śrīkaṇṭhaśvaśuraśikharikroḍalī*(nicht *kī*)*lālamnaḥ* (18, 72) bedeutet *kroḍa* nicht 'Scheitel', sondern 'Brust', und das ganze ist ein (von K. wieder völlig zerzaustes) *Rūpaka*: '(Jene Stadt,) ein Spiel-Schmuck auf der Brust der Berges, der der Schwiegervater des Śiva ist (Himālaya) . . .' Weitere Proben falscher Übersetzungen ließen sich in Menge anführen, nicht zu reden von all den Fällen, in denen das individuell Poetische des Kāvya-Stils restlos zerstört wird. Selbst dort, wo bereits richtige Übersetzungen vorhanden sind (allerdings nicht in englischer Sprache), finden sich zahlreiche Beispiele sinnstörender Fehlgriffe, wie im Kirātārjunīya 8, 15 (S. 113, im zweiten Halbvers[2]), 8, 51 (S. 113, *sakhīva, ghanīkṛtā*), 9, 3 (S. 112, das Bild kommt nicht richtig heraus), Bhaṭṭikāvya 11, 47 (S. 118, der zweite Teil enthält gar nicht mehr das Bild der Wolke), Śiśupālavadha 2, 32 (S. 128, *kṛtakṛtyo*), 18, 61 (S. 129, der Schwerpunkt liegt in *svaiva*), 20, 5 (S. 128, *upakarṇayāmbabhāva*), Gītagovinda 1, 4, 2 (S. 197, *vilāsini, kelipare*) usw., usw.

Bei solchen und vielen anderen Fehlgriffen, Mißverständnissen und Verkennungen des Wesentlichen, was sich schon in der Wahl der Beispiele zeigt, ist eine gerechte Würdigung der indischen Dichtung von vorn herein unmöglich. Allgemeine Bemerkungen und Aufzählungen der vorkommenden Metren führen uns nicht in die Tiefen der Poesie hinein.

1) Bühler hat *śraddhā* übersehen, und so fehlt es natürlich auch bei K.

2) Schon Rückert (nicht gedruckt) hat ganz richtig: '. . . und wußte nichts um ihre vergebene (unwillkürlich und unbewußt, zwecklos) auf die Blumen gelegte Hand.'

Shastri, Prabhu Dutt: **The Essentials of Eastern Philosophy.** Being two Addresses delivered in the University of Toronto at the Philosophical Conference, 1922. With a Foreword by Sir Robert Falconer. New York: The Macmillan Company 1928. (XIII, 104 S.). 8°. 7 sh. Bespr. von W. Ruben, Bonn.

Shastri schildert im 1. Teil den ‚Geist' der östlichen Philosophie; im 2. Tl. gibt er eine knappe Darstellung der klassischen Systeme indischer Philosophie. Nach altindischer Weise dialogischer Beweisführung stellt er im 1. Teil den Vorwürfen, die der Osten gegen den Westen erhebt, die gegenüber, die der Westen dem Osten macht. Er stellt östliche Intuition gegen westliche Logik, indische Lebens- und Schicksalsweisheit gegen europäische naturwissenschaftliche Weltbetrachtung, ohne dem europäischen Gebildeten Neues zu sagen.

Zur Besprechung reizt das Büchlein als Zeitdokument.

Es will geschrieben sein, um Verstehen und Sympathie in der Welt zu erzeugen (39); als Ziel gilt ein Internationalismus, der schon im Ṛgveda(!) empfohlen sein soll (104). Gemeint ist aber, daß Europa an den ‚Ergebnissen' indischen philosophischen Denkens lernen soll, um die Unvollkommenheiten und Irrtümer zu vermeiden, die von Descartes(?) an außer bei Schoppenhauer die europäische Philosophie entstellen (4).

Es ist nun nicht Sache des Philologen, zu entscheiden, ob und was die systematische Philosophie einer Kultur von einer anderen lernen soll. Der Indologe soll eine Geschichte der indischen Philosophie erarbeiten; er kann aber heute noch nicht über die Gegenwart hinaus eine Prognose aufstellen, geschweige eine Aufgabe gegenseitigen Lernens! Auch eine ‚vergleichende Philosophie' (entsprechend der Sprach-, Rechts-, Kunst- und Religionsvergleichung) wäre dazu nicht imstande. Der Historiker kann nur feststellen, daß der revolutionäre und der konservative Grundzug europäischen und indischen Denkens gerade entgegengesetzt sind. Er kann weiter feststellen, daß die heutigen indischen Philosophen sich um ein Verständnis der europäischen bemühen,

und daß in Europa außer den noch ungeklärten Übertragungen östlicher und vermeintlich östlicher Gedanken bei den Neobuddhisten und Theosophen eigentlich nur der Versuch Masson-Oursels (Philosophie comparée) nachzuweisen ist, durch Vergleich europäischer, indischer und chinesischer Gedanken zu den allgemeinen, also richtigen Denkgesetzen zu gelangen.

Mag die systematische Philosophie sich zu diesem Versuch stellen, wie sie will, der Indologe wird ihn nur darauf hin prüfen, ob er mindestens auf der Höhe des heutigen Wissens steht und ob er förderlich ist zu tieferem Verständnis der Inder. Philologie ist keine Philosophie. Der Indologe soll die Dokumente indischer Philosophie dem Verständnis des Europäers öffnen; er soll ihren Inhalt und ihr historisches Wachstum darlegen, aber nicht im indischen oder europäischen Sinne weiterphilosophieren. Er soll philologischer Interpret, nicht philosophischer, d. h. Apologet oder Systematiker, sein. Wenn auch die Philosophie das von der Philologie Erarbeitete benutzen darf.

Das Ziel des Buches von Shastri geht also den Indologen nichts an. Aber seine Methode kann und muß er kritisieren. Wenn die europäischen Philosophen, Philosophiehistoriker und -vergleicher über Indien unterrichtet werden sollen, darf es nicht auf diese Weise geschehen!

Erstens sind die sachlichen Mängel zu beanstanden. Shastri kennt eigentlich nur den in seiner Familie traditionellen Vedānta. Aber z. B. den Jainismus kann er nicht populär darstellen, weil er nicht genügend über der Materie steht; und nebenbei möchte er weder die Buddhisten noch die Jainas zu sehr loben! In der Darstellung des Sāṃkhya und Buddhismus stehen die merkwürdigsten Sätze (z. B. 69, 4 über pudgala). Über Nāgārjuna und Nirvāṇa weiß der indische Professor nichts von dem, was uns Stcherbatsky als das Wesentliche gelehrt hat; manches bei Shastri ist daher direkt falsch. Ebenso z. B. die Bemerkung, daß im Vaiśeṣika die Sinne aus einem oder mehr Elementen bestehen (78) usw.

Zweitens verlangt unsere Forschung, daß das Material *sine ira et studio* vorgetragen werde; Shastri verurteilt aber von vornherein die Europäer. Einerseits ist er ängstlich um den Nachweis bemüht, daß die Inder alles viel früher gewußt haben als die Europäer: die vedische Schöpfungsmythologie ist älter als Thales; die Cārvākas (2500 v. Chr.!) nehmen Feuerbach vorweg, die Jainas (600 Jahre vor Buddha!) den Pragmatismus des Protagoras und Hegel, die Buddhisten Hume, James und Berkeley und ihre Ethik überragt Kant; der Nyāya (vorbuddhistisch! 84) nimmt Aristoteles vorweg, das Vaiśeṣika die neuere Physik und Mill usw. Andererseits spricht er Europa jeden Idealismus ab; für ihn steht Europa auf der moralischen Tiefstufe, die die Brahmanen den Cārvākas zuwiesen. Europas Zivilisation ist lüstern, seelenlos, religionslos (20, 22) und wird in 25 Jahren durch einen neuen Weltkrieg gänzlich ausgelöscht sein (26). Wenn auch in Indien der Idealismus heute gelitten hat, so ist gerade das nur Europas Schuld (13).

Damit wird das Buch zu einem Gegenstück zu Miß Mayos ‚Mutter Indien'. Durch solche verderbliche Verkennung des Gegners wird wahre Zusammenarbeit unmöglich gemacht. Es ist unbegreiflich, daß der Rektor der Universität Toronto (Kanada), an der Shastri dies Buch in Vorlesungen vorgetragen hat, ein Vorwort dazu schreiben konnte, wenn er auch darin an Shastri nur sein fließendes Englisch lobt.

Hill, W. Douglas P., M. A.: **The Bhagavadgītā**, transl. from the Sanskrit with an Introduction, an Argument and a Commentary. London: Oxford University Press 1928. (XII, 303 S.) gr. 8°. 15 sh. Bespr. von H. Losch, Bonn.

Ein Mangel auch an guten Bhagavadgītāübersetzungen besteht nicht. Trotzdem muß man das Buch Hills willkommen heißen, da seine einleitenden Bemerkungen der Bhagavadgītā eine neue, eigenartige Stellung in der indischen Religionsgeschichte zuzuweisen und ihrem Charakter unter neuen Gesichtspunkten gerecht zu werden versuchen. H. glaubt dem Inhalt der Bh. G. am nächsten zu kommen durch die Theorie, daß der sektarische Autor auf die absolute Oberherrschaft Kṛṣṇa Vāsudevas Gewicht legen, zu gleicher Zeit aber auch die Feinde seines Kults versöhnen wollte. So finden sich Elemente der mannigfachen philosophischen Richtungen nebeneinander, aber über allen steht Kṛṣṇa, der alles in sich vereint. Diese Auffassung ist neu, scheint aber doch der Konstruktion nicht ganz zu entbehren, wenn wir unter anderem z. B. die Einstellung der Bh. G. zum Veda berücksichtigen und weiter bedenken, daß wir alsdann eine ganze Reihe ähnlicher Werke in die gleiche Kategorie einstellen müßten. Immerhin mag aus der Berücksichtigung der neuen Auffassung in Zukunft vielleicht fruchtbare neue Erkenntnis gewonnen werden.

In der weiteren Einleitung gibt H. einen Abriß der Geschichte des Kṛṣṇa-Kultes. Bedenklich erscheint die mühelose Verbindung Kṛṣṇa-Vāsudevas mit einem Sonnenkult, denn H. bringt keine neuen Argumente bei, die eine solche Annahme notwendig erscheinen ließen. Die Übersetzung von Nārāyaṇa mit „resting-

place, or goal of gods and men" ist grammatisch unmöglich. Die richtige grammatische Ableitung hat wohl Jacobi in der Streitbergfestgabe gegeben. Man vermißt endlich bei den Ausführungen über die spätere Entwicklung und die Vyūha-Lehre die Erwähnung des in Besnagar gefundenen Makarakapitäls, das immerhin die Möglichkeit eines Pradyumna-Kultes im 2. Jht. v. Chr. in Betracht kommen läßt (s. Chanda, Memoirs of the Arch. Survey of Indian Nr. 5, S. 163). Weiterhin gibt H. den Lehrgehalt und den Inhalt der Bh. G. mit großer Sorgfalt und Genauigkeit wieder.

Die Übersetzung des gegebenen Textes ist gut, leidet nur hier und da unter dem Bestreben, eine flüssige Diktion zu gewinnen. Solange wir den Gehalt der Bh. G. noch nicht im einzelnen und im ganzen ausgeschöpft haben, erscheint peinlichste Genauigkeit in der Übersetzung, auch unter Umständen auf Kosten der Lesbarkeit, am Platze. Eine besonders wertvolle und begrüßenswerte Beigabe sind die guten und sorgfältigen Fußnoten, die zur Interpretation schwieriger Stellen die wichtigsten einheimischen Kommentare mit Kritik heranziehen. Die Indices (Sanskrit- und Sachindex) erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes.

Annual Bibliography of Indian Archaeology for the year 1927, published with the aid of the Government of Netherlands India. Leyden: E. J. Brill 1929. (XI, 143 S., 12 Taf.) 4^0 = Kern Institute, Leyden. Bespr. von H. Zimmer, Heidelberg.

Der 2. Band dieser ausgezeichnet aufgezogenen, unentbehrlichen Bibliographie für indische Archäologie ist dem 1., der die Jahresernte von 1926 behandelt, nach kurzer Frist gefolgt (vgl. die Besprechung OLZ 1929, Sp. 201—03). Das Material von 1927 ist reicher als im Vorjahr (1926: 540 Nummern, 1927: 720 Nummern). Die übersichtliche Form seiner Verarbeitung ist beibehalten, aber in zwei wesentlichen Punkten verbessert: Zeitschriften, die der Archäologie, Epigraphik und Geschichte Vorderindiens gewidmet sind, figurieren in einer neuen, besonderen Abteilung (II A), und die Auszüge aus deutschen und französischen Besprechungen sind nicht auf Englisch, sondern im originalen Wortlaut gegeben. Wertvoller Zuwachs liegt in der vollständigen Berichterstattung über italienische Veröffentlichungen vor und über russische, soweit sie außerhalb Rußlands erfaßt werden konnten. (Erschöpfende Mitarbeit aus Rußland und Japan ist für die Zukunft in Aussicht gestellt.) — Für die Verarbeitung des Stoffs und ihre Gliederung kann im Übrigen auf die oben genannte Besprechung verwiesen werden. Besonderen Wert erhält die Veröffentlichung wiederum durch eine Reihe von Sonderreferaten über wichtige Forschungsergebnisse aus neueren Grabungen und Funden (mit 12 Taf.). Sir J. Marshall berichtet von Mohenjo-Daro („The prehistoric civilisation of the Indus"), der Herausgeber J. Ph. Vogel gibt kritische Résumés über Funde und Berichte Hargreaves und Longhursts (im Anschluß an Annual Report Arch. Survey 1923—25); sie füllen eine Lücke aus, da es technisch nicht möglich war, dem Bande Berichte über die Grabungen in Taxila, Nalanda, Patna, Paharpur, Gummadiduru, Prome usw. einzuverleiben. Sie handeln von fünf gräkobuddhistischen Skulpturen, die H. Hargreaves veröffentlicht hat, von Longhursts Ausgrabungen in Nāgārjunikoṇḍa an der Kistna — nach L. „the most important Buddhist site hitherto found in the South of India" — von einer Feststellung Longhursts in Māvalivaram, die Goloubevs These bekräftigt, das große Relief stelle die Herabkunft der Gangā dar: L. fand oberhalb des von Nāgas belebten Felsspaltes ein gemauertes Reservoir, zu dem ein Stufengang führte, um es zu füllen. Dank seiner hat man augenscheinlich bei festlichen Gelegenheiten die Herabkunft der Himmelswasser leibhaftig darstellen können. G. Coedès berichtet von Ausgrabungen in Pong Tük (Siam), die buddhistischen Funde aus dem 2. und 6. Jahrh. vor Einbruch der Khmer ergaben, aber als bemerkenswertestes Stück eine griechisch-römische Lampe mit Silenskopf, die nicht als indische Kopie, sondern als antike Handelsware anzusprechen ist. Zwei weitere Berichte handeln von Arbeiten des niederländisch-archäologischen Dienstes und von der Silberplatte des Darius aus Hamadan (vgl. Herzfeld DLZ 1926, 42 und E. Schwentner ZJJ VI). — Es bleibt dem Ref. nur die angenehme Pflicht, dem Herausgeber der Bibliographie und seinem Stabe, dem Kern-Institut als ihrem Patron und allen ihren Benutzern das Beste für den glücklichen Fortgang dieses so glücklich begonnenen und weiterschreitenden Unternehmens zu wünschen.

Sinologie.

Ayscough, Florence: **Tu Fu, the Autobiography of a Chinese Poet,** a. D. 712—770. Including an Historical Year Record, a Biographical Index, and a Topographical Note, as well as Maps, Plans, and Illustrations. Arranged from his poems and translated. I: A. D. 712—759. London: Jonathan Cape; Boston u. New York: Houghton Mifflin Comp. (450 S.) gr. 8^0. 21 sh. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Wenn eine liebenswürdige und mit Glücksgütern gesegnete Dame der oberen Gesellschaft-

kreise eine staunenswerte Energie und beharrlichen Fleiß auf ein dem Durchschnittsmenschen so fern liegendes Gebiet wie die klassische chinesische Dichtkunst verwendet und Werke wie die „Fir Flower Tablets" und „A Chinese Mirror" herausbringt, so dürfte sie damit den Beweis erbracht haben, daß sie mit ihren Arbeiten ideale Zwecke verfolgt und ernst genommen werden will.

Li Po und Tu Fu sind die beiden größten Dichter der Tangzeit, und viele Chinesen räumen nicht Li Po, sondern Tu Fu den ersten Platz ein. Außer einigen Proben in d'Hervey-Saint-Deny's „Poésies de l'Époque Thang", 14 Gedichten in den „Fir Flower Tablets" und einigen Verdeutschungen Dr. Erwin von Zachs sind von den zehn Hefte umfassenden Werken des Dichters keine sonstigen Schöpfungen dem Abendlande bekannt geworden. Es ist daher nur zu begrüßen, daß die Verf. jetzt den Tu Fu ausführlich behandeln will und mit diesem ersten Bande den Anfang gemacht hat.

Der Stoff ist in 20 „Teilen" chronologisch geordnet worden: Wanderjahre (1—3), Mannesjahre (4—18), Amtszeit als Zensor und Beamter (19—20). Ein Nachtrag enthält die Titel der behandelten Gedichte mit dem Nachweis des Ortes in der chinesischen Ausgabe, topographische Notizen, einen historischen Jahresnachweis, bibliographische Angaben über chinesische und nichtchinesische Bücher sowie ein Glossar der Fachausdrücke. Verbunden sind die Wiedergaben der Lieder durch eine fortlaufende Darstellung der Laufbahn des Helden.

Das Buch ist eine sehr anerkennenswerte Arbeit auf schöngeistigem, aber nicht auf philologisch-sinologischem Gebiete und hat das auch gar nicht sein sollen. Wir wollen uns des Werkes, wie es ist, freuen und wünschen, daß es Mrs. Ayscough beschieden sein möge, den zweiten und vielleicht auch dritten Band in derselben Weise zu vollenden und so den berühmten chinesischen Dichter dem Abendlande näherzubringen. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie schwierig, wenn nicht unmöglich es ist, chinesische Verse philologisch treffend in eine abendländische Sprache umzugießen, wird der Frau Verf. seine Hochachtung nicht versagen können und aus diesem Grunde über manche Divergenz gern hinwegsehen.

Leighton Cleather, Alice, and Basil **Crump: The Voice of the Silence,** being Chosen Fragments from the „Book of the Golden Precepts". For the daily Use of Lanoos (Disciples) transl. and annotated by „H. P. B." Reprinted from the Original Edition with Notes and Comments. Peking: The Chinese Buddhist Research Society 1927. (XII, 130 S.) 16°. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Die kleine Schrift ist der verbesserte Neudruck des 1889 erstmalig unter obigem Titel erschienenen Buches der Theosophenführerin H. P. Blavatsky, des „most beautiful and poetical volume of Blavatsky's great literary bequest". Ursprünglich wurde das Buch von der Verf. in Tashi-lhum-po aus dem tibetischen Original übersetzt und herausgegeben für den täglichen Gebrauch ihrer Schüler, „to become a master of Wisdom, a nirmānakāya, who follows the Buddha on the Path of Compassion for suffering humanity, and remains unselfish to the endless end". Diese Übersetzungsarbeit enthielt „the gem of Buddhist teachings" (S. 120) und wurde weltbekannt. Die jetzigen Herausgeber der Neuauflage kamen Ende 1925 mit Se. Heiligkeit dem Tashi Lama in Peking in Verbindung, und ein Teil der in seinem Auftrag für den Buddhismus unternommenen Arbeiten ist der vorliegende Neudruck. Dieser ist gegenüber der Erstausgabe erweitert worden durch eine Anzahl Noten und Kommentare, die der Erklärung der mahāyānistischen Terminologie dienen, und durch Erläuterungen aus tibetanischen und chinesischen Quellen. Außerdem ist hinzugekommen ein Faksimile des tibetisch abgefaßten „Path of Liberation", written specially by H. H. The Tashi Lama for this reprint, sowie die chinesische Version durch einen seiner Privatsekretäre, Wang Ming Ching, nebst Erklärung durch B. T. Chang, betitelt 寂音 跋.

Das Buch ist ein beredtes Zeugnis für die weltumspannende Macht der Gedanken des Mahāyānabuddhismus, dessen Auseinandersetzung mit dem europäischen Christentum eigentlich jetzt erst zu den aktuellen religiösen Problemen gehört.

Stopes, Marie C.: **Plays of old Japan. The „Nō".** Together with translations of the dramas by M. C. Stopes and Professor Joji Sakurai, with a preface by Baron Kato. Sec. ed.; Facsimile of the first. Illustrated. London: The Eclipse Press 1927. (VII, 104 S.) 8°. Bespr. von A. Chanoch, Berlin.

Das lyrische Nō-Drama der Japaner ist zwar erst in der Muromachi-Periode (1233 bis 1601) entstanden, wird aber auf die in ältester Zeit bei Götterfesten (matsuri) aufgeführten mimischen Tänze (kagura) zurückgeführt. In den ältesten japanischen Geschichtswerken Kojiki (712 a. D.) und Nihongi (720 a. D.) wird berichtet, daß solche Pantomimen schon im Götterzeitalter aufgeführt worden waren, woraus sich auf ihr hohes Alter schließen läßt. Soweit die greifbaren Ursprünge des Nō-Dramas sich wirklich verfolgen lassen, sind sie wohl im 7. Jahrhundert im sogenannten Ta-mai (Reisfeldtanz) zu suchen. Ganz allmählich, auf dem Wege über das Saru-gaku (9. Jahrh.) und Dengaku (11. Jahrh.) hat sich die Entwicklung zum Nō-gaku oder einfach Nō vollzogen, dessen unverkennbar religiöser, vorwiegend buddhistischer Charakter durch die hervorragende Anteilnahme buddhistischer Mönche an seiner Entwicklung zu erklären ist.

Das vorliegende Buch von Dr. Marie Stopes ist die zweite unveränderte Auflage der bereits 1913 erschienenen Veröffentlichung, die den

europäischen Leser in das Wesen des Nō einführen sollte. In einer Einleitung versucht die Verfasserin, eine kurze Übersicht über die Entstehungsgeschichte des Nō, seinen Aufbau, Musik, Darsteller und Bühne zu geben sowie die infolge der im japanischen Text zahlreich verstreuten epitheta ornantia (makura kotoba) und Wortspiele (kenyōgen) bestehenden Schwierigkeiten der Übersetzung anzudeuten.

Die Verfasserin zeigt ein weitgehendes Verständnis für die gleichwie versteinerte und doch immer lebendige Überlieferung der Nō's, die auch heute noch eins der wichtigsten Kulturgüter des japanischen Volkes darstellen. Die Sprache der Texte, die zum Teil rezitiert, zum Teil gesungen werden, ist, wie auch die Aufmachung der Bühne, von einer gewählten Einfachheit und harmoniert vollkommen mit den knappen Gesten der in prachtvolle Gewänder gekleideten und meisterhaft maskierten Darsteller, deren Haltung auf einer peinlich sorgfältigen Wahrung der Tradition beruht. Die sich dem Zuschauer bietenden Eindrücke, die von der durchdringenden Melancholie und eigenartigen Rhythmik der Begleitmusik untermalt werden, bezeichnet die Verfasserin in einigem Gegensatz zu ihrem Landsmann Sansom[1] aber mit Recht als einzigartig und unvergeßlich. Aus dem klassischen Repertoir des Nō-Dramas, dem etwa 260 Stücke angehören, bringt die Verfasserin 4 Beispiele; davon sind die Nō's Motome-zuka von Kiyotsugu (Kwan-ami), Kagekiyo von Motokiyo (Seami) und Sumida-gawa von Motomasa ganz übersetzt, während bei Tamura nur der Inhalt kurz wiedergegeben ist.

Die Übersetzung, bei der Prof. Sakurai mitgewirkt hat, ist im großen und ganzen gelungen und gibt den Sinn der Texte richtig wieder, wenn auch für gewisse, allerdings schwer zu interpretierende Redewendungen keine vollwertige Übertragung ins Englische gefunden wurde. Auch wäre es richtiger gewesen, in der Übersetzung eine strenge Unterscheidung zwischen Prosa und Versen, wie sie im Text zum Ausdruck kommt, beizubehalten und hervorzuheben. Die im sogenannten sōrō-Stil gehaltenen Prosateile der Dramen hätten eben in Prosa übertragen werden können, während in Blankversen man nur die poetischen Teile hätte bringen sollen, wie es ja Péri[2], Waley[3] und Gundert[1] in ihren Übersetzungen auch getan haben. Der eigentliche Charakter der Stücke und die Eigenart ihres Aufbaus wären auf diese Weise besser gewahrt geblieben. (In der Übersetzung des Stücks Sumida-gawa enthält jeder Absatz wenigstens einen Vermerk ob er gesungen oder rezitiert wird.)

Ferner muß darauf hingewiesen werden daß die im Text oft vorkommenden buddhistischen Vorstellungen und Ausdrücke, die in der Gesamtkonzeption der Dramen eine überaus wichtige Rolle spielen, von den Übersetzern nur wenig beachtet und entweder gar nicht oder nur ganz kurz erläutert worden sind. Da die Ideenwelt dieser Dramen dem europäischen Leser nur selten geläufig ist, so hätte ein ausführlicheres Eingehen auf die buddhistischen Elemente in dem für solche Zwecke bestehenden Anhang zu einem tieferen Verständnis des gebrachten Stoffes beigetragen.

Aber auch in der vorliegenden Form ist das zweifellos verdienstvolle Buch durchaus geeignet, richtige Vorstellungen über das japanische Drama zu vermitteln und ein lebhaftes Interesse dafür wachzurufen.

1) Translations from lyrical drama „No." Transact. of the As. Soc. o. Jap. Vol. 38.

2) Étude sur le drame lyrique japonais. Bull. de l'École Franc. d'Extr. Or. T. XX, 1920. Cinq No. Paris 1921.

3) The Nō Plays of Japan. London 1921.

---

1. **Kafû,** Nagaï: **Le Jardin des Pivoines.** Cinq Récits d'écrivains Japonais contemporains. Traduction de Serge Elisséev. Paris: Au Sans Pareil 1927. (IV, 146 S.) 8°.

2. **Nitobé,** Inazo: **Le Bushido,** l'Âme du Japon, Traduction de M. Charles Jacob, Lauréat de l'Institut, préface de M. André Bellesort. Paris: Payot 1927. (265 S.) 8°. 15 Fr. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

1. Ein kleines Buch von etwa 150 Seiten. In modernem, elegantem Französisch bietet es dem europäischen Leser sechs ausgezeichnete Novellen zur Zeit in Japan viel gelesener Autoren. Man kann den Übersetzer, bekannt als vortrefflichen Japanologen zu seiner Auswahl beglückwünschen. Möchte es bald möglich sein, auch in deutscher Sprache aus dem reichen modernen japanischen Schrifttum, das leider in Europa so gut wie unbekannt ist, einem weiteren Leserkreis Proben der fernöstlichen außerordentlich hochstehenden Literatur zugänglich zu machen. Vielleicht dürften sich dann für den deutschen Leser ganz kurz gefaßte, die japanischen eigentümlichen Verhältnisse beleuchtende „Einführungen" zu den einzelnen Stücken empfehlen, worauf das französische Buch verzichtet.

Die sechs Novellen heißen Le Jardin des Pivoines, von Nagai Kafū, eine kurze Szene aus dem Dasein eines jungen Lebemanns durch Stil, Milieuschilderung und knappen Dialog wirkend wie ein japanisches Tuschbild. — Der Verfasser, geboren 1879, hat Amerika und namentlich Frankreich besucht, was auf seinen Gesichtskreis und seine Darstellungsweise sichtlich von Einfluß war.

Die zweite Novelle La Journée malheureuse von Arai Kiichi schließt sich dem Geschmack des ersten Essay gut an. Es folgt Shiga Naoya, ein Angehöriger

---

1) Der Schintoismus im Japanischen Nō-Drama. Tokyo 1925.

des Kreises, dem auch Mushakoji Saneatsu angehört, mit Les Feux, — sodann Hasegawa Nyozekan mit La Fille du Café und eine feine Skizze von Morita Sōhei L'Élève diplomée. Den Schluß bildet Le Secret von Tanizaki Junichirō; die eigenartige Novelle spielt in einem Tempel der Shingon-Sekte in Asakusa.

Wer das moderne Japan kennen lernen will, kann an diesen Literaturerzeugnissen nicht vorüber gehen, enthüllen sie doch ein Gutteil der Problematik, woran auch das Land der aufgehenden Sonne seinen peinlichen Anteil in der Periode nach dem großen Kriege zu tragen und zu lösen hat.

Vom ästhetischen Standpunkt aus zeigen alle sechs Novellen — um mit Professor T. Tsudzumi[1] zu sprechen — die Rahmenlosigkeit, das Bruchstückhafte und eine gewisse Kleinheit im Maßstab, die dem japanischen Kunststile eigen sind und einen großen Teil seines feinen Reizes für die Außenwelt ausmachen.

Das Buch bildet eine entschiedene Bereicherung der Japan-Literatur und verdient weite Verbreitung. Gelegentlich kurze Anmerkungen (Fußnoten) werden dem mit japanischen Verhältnissen weniger vertrauten Leser willkommen sein.

Dem Gedanken an eine deutsche Übersetzung sollte nur von einer Seite nahe getreten werden, die die Mühe nicht scheut, den japanischen Urtext gewissenhaft heranzuziehen.

2. Eine französische Ausgabe des berühmten Werkes, welches bis jetzt in Japan 30 mal neu gedruckt worden ist. Die englische Ausgabe hat zwölf Auflagen erreicht. Es ist ins Deutsche, Polnische, Tschechische, Norwegische, Mahratti, Schwedische, Italienische, Spanische übersetzt, in einzelnen Kapiteln russisch und ungarisch erschienen.

(Vgl. über die Bedeutung des Buches auch Ostasiat. Rundschau 1929, S. 190/191.)

Matsumoto, Nobuhiro: **Le Japonais et les Langues Austroasiatiques.** Étude de Vocabulaire comparé. Paris: Paul Geuthner 1928. (X, 114 S.) gr. 8° = Austro-Asiatica. Documents et Travaux, publiés sous la Direction de Jean Przyluski, Tome I. 75 Fr. Bespr. von A. Chanoch, Berlin.

Seitdem von Schmidt gewisse Ähnlichkeiten zwischen den „austroasiatischen" Sprachen (er verstand darunter einen Sprachkomplex, bestehend aus der Mehrzahl der indochinesischen Mundarten und den indischen Munda-Dialekten) und solchen, die man allgemein als „malayo-polynesische" zu bezeichnen pflegt, entdeckt worden sind, hat sich dieses Forschungsgebiet nicht unerheblich erweitert. Aus diesem Grunde hat Przyluski vorgeschlagen, die Bezeichnung „austro-asiatische" auf die Sprachen und Dialekte eines großen Teils von Ozeanien und Madagaskar auszudehnen und mit „austrische" nur diejenigen Sprachen zu benennen, die in Ozeanien noch vor der Ankunft der Malayo-Polynesier gesprochen wurden.

Die von Przyluski geleitete Sammlung „Austro-Asiatica" ist dem Studium der Völkerschaften Süd-Asiens und ihrer Expansion seit den prähistorischen Zeiten bis in unsere Gegenwart gewidmet. Im Rahmen dieser Sammlung ist nunmehr das vorliegende Buch erschienen, dessen Verfasser in einer anderen Abhandlung[1] bereits austro-asiatische Einflüsse in den mythologischen Vorstellungen Süd-Japans nachweisen konnte und jetzt untersuchen möchte, ob und welche Beziehungen zwischen den austroasiatischen Sprachen und dem Japanischen bestehen.

Im ersten Teil seiner Untersuchung gibt der Verfasser einen Überblick über die bisherigen Leistungen auf diesem Forschungsgebiet, indem er die in den Arbeiten von Chamberlain[2], Aston[3], Ramstedt[4], Münsterberg[5], Polivanov[6] und van Hinloopen Labberton[7] erreichten Ergebnisse einzeln behandelt, die Ansichten seiner Landsleute Shiratori, Miyazaki, Kanazawa und Fujioka kurz streift und schließlich zu der Folgerung gelangt, „fast alle Versuche, das Japanische mit seinen Nachbarsprachen in Verbindung zu bringen, seien bisher ohne Erfolg geblieben" (S. 27). In den Arbeiten der eben aufgezählten Gelehrten sieht Matsumoto zwar zahlreiche bemerkenswerte Hypothesen und interessante Vermutungen, vermißt aber überzeugende Beweise.

Nachdem er noch einmal ganz kurz auf die in der obenerwähnten Abhandlung von ihm ausführlich behandelten Beziehungen zwischen Alt-Japan und den Ryū-Kyū-Inseln eingeht, bringt er eine vergleichende Zusammenstellung von 113 Vokabeln, und zwar in der Weise, daß jede Vokabel auf Japanisch, Ryū-Kyū, Malayisch und in ozeanischen und süd-asiatischen Dialekten gebracht wird. In dieser Zusammenstellung sind die gebräuchlichsten Bezeichnungen für Körperteile, Naturerscheinungen, Tiere und Insekten, Pflanzen usw. vertreten; nicht nur Substantiva, sondern auch Verba und Adjektiva werden gebracht, und es zeigt sich, was die 113 Vokabeln anbelangt, eine

1) s. T. Tsudzumi, Die Kunst Japans, hrsg. vom Japaninstitut, Leipzig, Insel-Verlag, 1929.

1) Essai sur la Mythologie Japonaise. Austro-Asiatica Tome II. Paris 1928.

2) Essai in aid of a grammar and dictionary of the Luchuan language. (Suppl. to V. 23 of the Transact. of the As. Soc. of Jap.)

3) Comparative Study of Japanese and Corean. (Journ. of the Roy. As. Soc. Vol. XI, 1879.)

4) A comparison of the Altaic languages with Japanese. (Transact. of the As. Soc. of Jap. Vol. I, 1924, Sec. Ser.)

5) Influences occidentales dans l'art de l'Extrême-Orient. (Revue des Étud. Ethnogr. et Sociolog. 1909.)

6) Le système de l'accent musical dans la langue japonaise. (Bull. de l'Université de l'Asie Centrale, 1925, Tachkent.)

Un des parallèles japonais-malais. (Mélanges Asiat. de l'Acad. des Scienc. à Leningrad, 1918.)

7) The oceanic language and the Nipponese as branches of the Nippon-Malay-Polynesian family of speech. (Transact. of the As. Soc. of Jap. Sec. Ser. Vol. II, 1925.)

unverkennbare Ähnlichkeit zwischen den austroasiatischen Sprachen und dem Japanischen.

Das phonetische Ergebnis der Untersuchung besteht, was die aufgestellten Vokabeln betrifft, in der Feststellung, daß

1.	dem austroasiatisch.	k	im Japanischen	k	entspricht		
2.	„	„	t	„	„	t	„
3.	„	„	p	„	„	h	„
4.	„	„	b	„	„	m	„
5.	„	„	m	„	„	m	„
6.	„	„	n	„	„	n	„
7.	„	„	s	„	„	s	„

Der Verfasser ist vorsichtig genug, um sich von diesem zwar interessanten, aber für irgendwelche endgültigen Formulierungen keineswegs genügenden Resultat seiner Untersuchung nicht zu bindenden Erklärungen hinreißen zu lassen. Er ist jedoch vollkommen berechtigt, hierin einen Beweis dafür zu sehen, daß die austroasiatischen Sprachen einen gewissen Einfluß auf das Japanische ausgeübt haben, wodurch die von ihm aufgestellte These von der Beeinflussung auch der altjapanischen Mythologie durch austroasiatische Elemente eine weitere Verstärkung erhält.

Ob eine ursprüngliche Verwandtschaft der beiden Sprachgebiete vorliegt oder nur Entlehnungen aus den austroasiatischen Sprachen stattgefunden haben, läßt sich, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, an Hand des vorhandenen Materials nicht entscheiden. Dazu wären in erster Reihe morphologische Vergleiche erforderlich, die infolge der noch viel zu mangelhaften Kenntnis des austroasiatischen Sprachgebietes vorläufig unmöglich sind. Für die genaue Beurteilung der wirklichen Beziehungen zwischen diesen beiden Kulturgebieten sind ferner umfassende anthropologische, archäologische und ethnographische Untersuchungen unerläßlich.

Aber auf dem Wege zur Verwirklichung der im Rahmen der „Austro-Asiatica" gestellten Ziele ist die vorliegende Abhandlung von Matsumoto ein durchaus ermutigender Anfang.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Indologica Pragensia 1 1929: herausgegeben von Moritz Winternitz und Otto Stein.

Diese neue Zeitschrift, welche unter den Schriften der philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag mit Unterstützung des tschechoslowakischen Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur erscheint, setzt sich zum Ziel, Forschungen u. Studien der beiden Herausgeber u. ihrer Schüler aus dem gesamten Gebiet der Indologie zu veröffentlichen und gleichzeitig engste Verbindung mit indischen Gelehrten zu pflegen. Der vielseitige u. wertvolle Inhalt des ersten Bandes, der im folgenden verzeichnet ist, erweckt im Interesse unserer Wissenschaft den Wunsch, daß die geplante Erscheinungsform in zwanglosen Bänden bald durch regelmäßiges Erscheinen abgelöst werden möge.

1—8 Winternitz, Ānvīksikī und Ātmavidyā. — 9—33 Stein, Ein Yoga-Prahasana. — 34—57 Stein, Indien in den griechischen Papyri. — 58—68 Winternitz, The Critical Edition of the Mahābhārata. — New Books reviewed by M. Winternitz. — 69—89 *H. D. Velankar, A Descriptive Catalogue of Sanskṛt and Prākṛt Manuscripts in the Library of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society. Vol. I published . . . by L. W. H. Young, Bombay 1925. Vol. II Hindu Literature, published . . . by E. Parner, Bombay 1926. — *Rai Bahadur Hiralal, Catalogue of Sanskrit and Prakrit Manuscripts. Nagpur 1926. — *Sir Asutosh Memorial Volume in two parts, Patna 1926—1928. — *Trivandrum Sanskrit Series, nos. LXXXIX—XCI. Śrī Setu Lakṣmī Prasādamālā, nos. I—III, 1927. — *P.-E. Dumout, L'Aśvamedha. Paris-Louvain 1927. — *Mānavagṛhyasūtra of the Maitrāyaṇīya Śākhā with the Commentary of Aṣṭāvakra, ed. with an introduction etc. by Ramakrishna Harshaji Sastri . . . Baroda 1926 (GOS, no. XXXV). — *Tattvasangraha of Śāntarakṣita with the Commentary of Kamalaśīla. Edited with an Introduction in Sanskrit by Embar Krishnamacharya. With a Foreword by the General Editor. In two volumes. Baroda 1926 (GOS. nos. XXX and XXXI). — *Advayavajrasaṃgraha ed. with an Intro. by MM. Haraprasad Shastri. Baroda 1927 (GOS. no. XL). — *Publications of the Pāli Text Society 1924—1927. — *Bimala Churn Law, Women in Buddhist Literature, Ceylon 1927 (Colombo). — *Ryukan Kimura, A Historical Study of the Terms Hīnayāna and Mahāyāna and the Origin of Mahāyāna Buddhism, Calcutta 1927. — *Pavanadūtam of Dhoyi, ed . . . by Chintakaran Chakravarti, Calcutta 1926. — *Nalavilāsa of Rāmachandra Sūri ed. by G. K. Shrigondekar and Lalchandra B. Gandhi, Baroda 1926 (GOS. no. XXIX). — *Nāṭyaśāstra with the Comm. of Abhinavagupta, ed. . . . by Manavalli Ramakrishna Kavi. In four volumes. Vol. I, Baroda 1926 (GOS. no. XXXVI). — *Tantric Texts, ed. by Arthur Avalou. — *Śrī Śaṅkarācārya-viracitā Jayamaṅgalā nāma Sāṃkhyasaptati-ṭīkā ed. by H. Śarmā, Calcutta Oriental Series no. 19 (1926). — *U. N. Ghoshal, A History of Hindu Political Theories from the earliest times to the end of the Seventeenth Century A. D., Oxford University Press 1927. — *J. Ph. Vogel, Indian Serpent-Lore or the Nāgas in Hindu Legend and Art, London 1926. — *P. Anujan Achan, Report on the Administration of the Archaeological Department of the Cochin State, Ernakulaṃ 1928. — *Nundo Lal Dey, The Geographical Dictionary of Ancient and Mediaeval India². Calcutta Oriental Series, no. 21, E. 13. 1927. — Besprechungen von Wilhelm Gampert, 89—98: *Hans Losch, Die Yājñavalkyasmṛti. Ein Beitrag zur Quellenkunde des indischen Rechts. Leipzig 1927. — *Anantaprasad Banerji-Sastri: Asura India. Patna 1926. — 98—102 Obituary Notices: Frederick Eden Pargiter. — I. Estlin Carpenter. — Alfred Hillebrandt. — Bunjin Nanjio. — Rudolf Otto Franke. — Maurice Bloomfield. — Eugen Julius Theodor Hultzsch. — Richard von Garbe. — Émile Charles Marie Sénart. — 102—4 Mitteilungen aus Indien: Eine Lehrkanzel für islamische Kultur an Rabindranath Tagores Universität. — Greater India Society. — The Fellowship. — Poona Sanskrit College. — Die Jainas. — 105—11 Index of Indian Words and Names.

Otto Strauß.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Staatsminister a. D.
Professor **Dr. C. H. Becker**

Islamstudien

Vom Werden und Wesen der Islamischen Welt

Band I. 546 Seiten. Geheftet M. 14.—. In Leinen M. 20.—.
Band II in Arbeit.

„Ob man in verschiedenen Punkten Beckers Ergebnisse für anfechtbar hält: jedenfalls wird man eingestehen, daß er immer ein offenes Auge für die weltgeschichtlich wirklich wichtigen Fragen zeigt, daß seine Problemstellung meistens mustergültig ist, und daß die von ihm verfochtenen Lösungen sich manchmal als die Resultate einer ebenso besonnenen wie einschneidenden Kritik empfehlen. Sowohl den Fachgenossen wie Außenstehenden, die sich für die Kulturgeschichte und für die gegenseitigen Berührungen von Orient und Okzident interessieren, bieten diese Aufsätze eine belehrende und anregende Lektüre."

Deutsche Literaturzeitung.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

VERLAG DER „ASIA MAJOR"
Dr. Bruno Schindler, Leipzig C 1, Scherlstr. 2

ISLAMICA

Zeitschrift für die Erforschung der Sprachen und Kulturen der islamischen Völker

Herausgeber: **A. Fischer** und **E. Bräunlich**

Die „ISLAMICA" ist die Zeitschrift, die den Sprachen und Kulturen der Araber, Perser und Türken gewidmet ist. Sie ist überwiegend philologisch-linguistisch orientiert, hat aber auch für alles sonstige Muslimische Raum, so für den Islam in Indien, in Rußland, in China, bei den Berbern, im Herzen Afrikas usw. Und was die Araber, Perser und Türken anbelangt, so sucht sie neben deren klassischen Sprachen immer auch ihre Dialekte zu berücksichtigen. Die „ISLAMICA" erscheint im 4. Jahrgang und hat sich bereits international in allen den Kreisen zur Geltung gebracht, die für wahre Islamforschung Interesse haben.

„Bekanntlich ist eine ganz überwiegend philologisch-linguistisch orientierte Periode der Arabistik abgelöst worden durch einen Umschwung nach der kulturhistorischen Seite; es ist wohl zuzugeben, daß gelegentlich dabei bereits die Gefahr einer Vernachlässigung der sprachlichen Schulung zu drohen schien. Darum ist es — auch vom Standpunkt der kulturhistorisch eingestellten Richtung — als ein Glück zu bezeichnen, daß eine Persönlichkeit von dem Ausmaß A. Fischers als philologisches Gewissen der Arabistik wirksam ist. Denn wir brauchen beide Richtungen. Wenn die Schaffung des „Islam" eine Tat war, weil die Zeit sie forderte, so ist heute die der „Islamica" aufs wärmste zu begrüßen, weil sie auf einen wunden Punkt oder eine drohende Gefahr nachdrücklich hinweist." *R. Hartmann in DLZ (1927) 20. Heft, Spalte 953 ff.*

Bände I—III kosten je RM 60.—. Ein Ergänzungsheft (5. Heft) des III. Bandes ist im Erscheinen begriffen und wird ca. RM 14.— kosten. Band IV Heft 1: RM 16.—. Im Druck: Band IV Heft 2 mit folgenden Beiträgen:

Ebermann, Bericht über die arabischen Studien in Rußland während der Jahre 1921—1927; Colin, Notes sur l'arabe d'Aragon. Brockelmann, Ein neues südtürkisches Sprachdenkmal; Fischer, Drei Gedichte von Tevfiq Fikret und zwei von Mehmed 'Âkif.

Preis dieses Heftes voraussichtlich etwa RM 10.—

Neu erscheinende Hefte und Bände werden einzeln und zwar je nach Umfang berechnet, wobei aber bei Subskription auf den vollständigen im Erscheinen begriffenen Band ein Nachlaß von etwa 20% gewährt wird. Der Subskriptionspreis für einen Band erlischt jeweils bei Erscheinen des letzten Heftes eines Bandes

Soeben erscheint:

BIBLIOTHEK ARABISCHER HISTORIKER UND GEOGRAPHEN

HERAUSGEGEBEN VON H. v. MŽIK

Fünfter Band:

DAS KITĀB ʿAĞĀ'IB AL-AḲĀLĪM AS-SABʿA DES SUHRĀB

(arabischer Text)

Herausgegeben nach dem handschriftlichen Unikum des Britischen Museums in London — Cod 23379 ADD.

RM 28.—

Der berühmte arabische Geograph, der im Anfang des 4. Jahrhunderts d. H. gelebt haben dürfte und in der einschlägigen Literatur lange Zeit, jedoch fälschlich, unter dem Namen Ibn Serapion bekannt war, gibt in seinem Werke in enger Anlehnung an al-Ḫuwārizmī eine Erdbeschreibung, die im Hinblick auf den schlechten Zustand, in dem der Text des Ḫuwārizmī auf uns gekommen ist, für die Textherstellung und die wissenschaftliche Auswertung dieses ältesten arabischen Geographen geradezu unersetzlich ist. Daneben finden wir in mehreren Abschnitten eine Reihe von äußerst wichtigen — geographischen und methodologischen — Nachrichten, die sonst von keinem anderen arabischen Geographen gebracht werden.

Früher erschienen:

I. Band: Das Kitāb al-wuzarā' wa-l-kuttāb des Abū ʿAbdallāh Muḥammad Ibn ʿAbdūs al-Ğahšiyārī. In Faksimile herausgegeben nach dem handschriftlichen Unikum der Nationalbibliothek in Wien (Cod. Mixt. 916). Mit Einleitung, Inhaltsangabe und Register. 1926—28. Mit 408 Seiten Faksimile in Lichtdruck. RM 40.—

III. Band: Das Kitāb ṣūrat al-arḍ des Abū Ğaʿfar Muḥammad Ibn Mūsā al-Ḫuwārizmī. Herausgegeben nach dem handschriftlichen Unikum der Bibliothèque de l'Université et régionale in Straßburg (Cod. 4247). Mit 5 Tafeln in Lichtdruck. 1926. RM 18.—

In Vorbereitung befinden sich:

II. Band: Das Buch der Wezīre und Staatssekretäre des Abū ʿAbdallāh Muḥammad Ibn ʿAbdūs al-Ğahšiyārī. Deutsche Übersetzung.

IV. Band: Das Buch der Erdkarte des Abū Ğaʿfar Muḥammad Ibn Mūsā al-Ḫuwārizmī. Deutsche Übersetzung mit Kommentar.

VI. Band: Das Buch der Wunder der Klimate des Suhrāb. Deutsche Übersetzung mit Kommentar.

OTTO HARRASSOWITZ / VERLAG / LEIPZIG